Die Ethik des Lucrez.

Einleitung.

Für die Kenntnis der epicureischen Philosophie sind die sechs Bücher des römischen Dichters T. Lucretius Carus „Ueber das Wesen der Dinge“ eine der wichtigsten Quellen. Wichtig, nicht weil für dieses System die Quellen nicht reichlich flössen, denn die drei Briefe des Stifters dieser Schule und seine κυρίαι δόξαι bei Diogenes von Laerte, sowie ausführliche Berichte über die epicureische Lehre bei Cicero, Seneca, Plutarch und anderen Schriftstellern lassen einen hinreichenden Blick in dieses System thun, sondern weil uns von diesem Schriftsteller ein Theil der epicureischen Philosophie als ein abgeschlossenes Ganzes, freilich mit mehr oder weniger Verderbnis, durch ein gütiges Geschick aufbewahrt ist, während wir von andern Berichterstattern keine Darstellung der Lehre im systematischen Zusammenhang besitzen. Und diese Wichtigkeit wird dadurch erhöht, dass der Autor selbst dem Epicureismus treu ergeben und von seiner Wahrheit auf das innigste überzeugt war, dass er also nicht in der Weise eines Cicero oder Seneca darüber handelt als über etwas Fremdes, das nicht genug erkannt, oder gar seiner Ansicht Widersprechendes, das er von einem gewissen Vorurtheil befangen in seinem Interesse bekämpft, sondern dass er in die Anschauungen und Principien seines Meisters versenkt mit der Darstellung desselben zugleich seine eigenen Herzens- und Verstandesangelegenheiten darlegt und vertheidigt. Deutlich genug spricht er diese Verehrung und Abhängigkeit von Epicur an vielen Stellen seines Werkes aus. „Als das Leben der Sterblichen, singt er, schmählich daniederlag unter dem schwer lastenden Zwang der Religion, die aus den himmlischen Gebieten ihr Haupt vorstreckte, drohend von oben herab mit entsetzlichem Blick den Sterblichen, da wagte zuerst ein griechischer Mann dagegen die Augen aufzuheben und anzukämpfen; ihn konnten nicht die geheiligten Orte der Götter, nicht Blitz noch schreckender Donner abhalten, sie reizten noch mehr die Schärfe seines Geistes, um der erste zu sein, der die festen Riegel am Kerker der Natur zerbräche. So siegte die lebendige Kraft seines Geistes; weit über die flammenden Mauern der Welt schritt er hinaus und durchdrang mit seinen Gedanken das unermessliche All. Von dort kehrte er als Sieger zurück und lehrte uns, was entstehen könne und was nicht. Der du zuerst aus so grossem Dunkel das helle Licht zu heben vermochtest, damit erleuchtend die Gaben des Lebens, dir folge ich und setze den Tritt in die Spuren, die du mit deinem Fusse bezeichnet hast, nicht weil ich verlange mit dir zu wetteifern, sondern weil die Liebe mich treibt, dir nachzuahmen. Du bist, o Vater, Erfinder der Dinge, du reichst uns väterlich deine Lehren dar und aus deinen Schriften pflücken wir, ähnlich den Bienen, die auf blumigen Auen Alles bekosten, die goldenen Sprüche, werth eines unvergäng-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Lebens. Denn sobald dein Geist angefangen hat das Wesen der Dinge zu verkünden, da fliehen sogleich die Schrecken der Seele, es weichen die Schranken des Weltalls und ich sehe die Dinge im Leeren entstehen." Er preist ihn als den, der das Menschengeschlecht an Geist übertraf und alle auslöschte wie die aufgehende Sonne am Himmel alle Sterne; ja er nennt ihn einen Gott, der zuerst die Lehre des Lebens, die man jetzt Weisheit nenne, erforscht und das menschliche Leben aus den wogenden Fluten und der dichten Finsternis in den ruhigen Hafen gebracht, der die Brust mit den Worten der Wahrheit geläutert und den Menschen das höchste Gut gezeigt habe und dessen Spuren er bei seinem Werk folgen wolle. — Nach solchen Aussprüchen kann kein Zweifel sein, dass Meister und Schüler in den Grundanschauungen und den wichtigsten daraus sich ergebenden Folgerungen mit einander übereinstimmen, zumal da anerkanntermassen die Anhänger dieser Lehre bei ihrer grossen Verehrung vor dem Stifter kein Dogma desselben zu ändern wagten und kaum eine andere Philosophie so geringe Weiterentwickelung erfahren hat als gerade die epicureische.

Die Uebereinstimmung zwischen Epicur und Lucrez zeigt sich aber auch in der vorzugsweisen Behandlung eines bestimmten Gebietes der Philosophie. Epicur verbindet mit der Philosophie einen rein practischen Zweck, nämlich den der Glückseligkeit der Menschen, und erklärt sie selbst für eine Thätigkeit, die durch Rede und Reflexion das glückliche Leben hervorbringt. Daher pflegt er fast ausschliesslich die Ethik, während er Logik (Dialectik oder Kanonik) und Physik vernachlässigt oder wenigstens, da er doch auch aus diesen Gebieten einige Sätze zur Grundlage und Beweisführung seiner ethischen Dogmen bedarf, nicht zu ängstlich bemüht ist, diese mit seiner Moral zu einem abgeschlossenen, in allen seinen Theilen festgefügten System zu vereinigen. Seine und seiner Anhänger Abneigung gegen alle reine Speculation und uninteressirte Wissenschaft ist durch viele Aussprüche der Schule deutlich bezeugt und von den Gegnern mit Recht oft genug hart getadelt worden. Von diesem Fehler scheint freilich Lucrez frei zu sein und sich so mit dem Character des ganzen Epicureismus in Widerspruch zu setzen. Mag auch heute der Nachweis schwer sein, wie weit der römische Dichter vom griechischen Meister auch in der Physik abhängig ist, ja mag man, gestützt auf die herculanensischen Fragmente der Physik des Epicur, fast alle Grundgedanken derselben und noch dazu in derselben Anordnung bei Lucrez wiederfinden wollen, so muss man doch behaupten, dass die physicalischen Ansichten des letzteren keine blosse Uebersetzung der epicureischen Sätze sind, die er etwa nur mit dem Schmuck der Rede umkleidet, um sie dem römischen Publicum angenehmer und fasslicher zu machen; vielmehr sucht er die dürftigen und trocknen naturwissenschaftlichen Dogmen seines Meisters, die nicht selten ohne inneren Zusammenhang stehen und deren Beweise nicht nur den Erscheinungen der Aussenwelt, sondern auch oft sich selbst unter einander widersprechen, in ein strenges System zu bringen und durch neue Erklärungen und Beobachtungen der Natur zu stützen. Bewegt sich doch sein ganzes uns überliefertes Werk lediglich auf dem Gebiete der Physik: er zeigt die Entstehung des Weltgebäudes aus seinen Uranfängen, handelt über das Wesen und Schicksal der Seele, verfolgt das Menschengeschlecht in seiner Entfaltung von Anfang bis zu seiner Zeit und verbreitet sich über eine grosse Masse von Problemen der Meteorologie, Optik, Geologie und anderer Gebiete der Naturwissenschaften. Und nicht lässt er es an wissenschaftlichem Eifer für die Beobachtungen der Einzelerscheinungen und ihrer systematischen Erklärung und Begründung fehlen. Oft genug klagt er über die Schwierigkeit seines Unternehmens in Rücksicht auf die lateinische Sprache, die bei der Armuth der Wörter und der Neuheit der philosophischen Begriffe eine Wiedergabe der dunklen Forschungen der Griechen kaum gestatte, aber auch in Rücksicht auf den Stoff, da es fast unmöglich sei über manche ferne Dinge etwas mit Sicherheit zu bestimmen. Er studirt griechische Quellen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um aus ihnen physicalische Thatsachen und Gesetze zu schöpfen, beobachtet die Erscheinungen des täglichen Lebens und weiss sie zur Erklärung der Probleme der Natur zu verwerthen, und während Epicur trotz der grossen Masse seiner Schriften, die er über die Physik verfasst haben soll, in auffälligster Abhängigkeit von Democrit und bar jeglicher Methode nur im Grossen und Ganzen eine seinen ethischen Lehren entsprechende Anschauung über das Wesen und Wirken der Natur gewinnen will, eine gründliche Erklärung der Erscheinungen aber als nicht nothwendig von sich weist oder, wenn er sich ja darauf einlässt, nicht selten für die wichtigsten Probleme mit einem Male sich widersprechende Lösungen angiebt, da sucht sein Schüler Lucrez die Unzahl von Thatsachen aus den verschiedenen Gebieten zu einem in sich geketteten Ganzen zusammenzuschliessen und mit einer gewissen Originalität die Einzelerscheinungen durch einfache, der täglichen Beobachtung entlehnte Vergleiche zu erklären. Sein Werk ist das erste, das die bis dahin wie mit einem Schleier umgebene Natur in ihrer grossartigen Einfachheit und ihrer nach bestimmten Gesetzen geregelten Wirksamkeit den Römern klar vor Augen legte, geschrieben mit einem so leidenschaftlichen Feuer der Beredsamkeit, dass es nicht nur die vollständige Ueberzeugung des Autors von der Wahrheit seiner Lehre deutlich sehen liess, sondern auch die Geister im Anfang der augusteischen Zeit mit Bewunderung erfüllte und von den späteren römischen Jahrhunderten fast ausschliesslich als die Normalphysik betrachtet und gebraucht wurde. Und trotz alledem ist auch bei Lucrez die Physik ganz epicureisch, d. h. sie ist nicht im reinen Interesse für die Wissenschaft, um ihrer selbst willen behandelt, sondern als Mittel für einen ausser ihr liegenden Zweck, die Ethik: die Menschen von dem unseligen Glauben an die Einmischung der Götter in die irdischen Angelegenheiten und von der Furcht vor dem Tod und den Strafen im jenseitigen Leben loszumachen und sie so, befreit von dem Schrecken eines fürchterlichen Wahns, zur höchsten Glückseligkeit, der Ruhe des Gemüths, hinzuführen, das ist ihr alleiniger Zweck.

„Ueber erhabene Dinge, sagt der Dichter, will ich lehren und suchen aus den verschlungenen Knoten der Religion die Seele loszuwinden. Denn gewaltig fesselt die Furcht alle Sterblichen; da sie so vieles am Himmel und auf Erden sich ereignen sehen, aber die Gründe davon zu erfassen nicht im Stande sind, so glauben sie, dass durch göttliche Macht dies alles geschehe: wie die Kinder im Dunkeln vor allem zittern und beben, so fürchten auch wir beim hellen Tageslicht Dinge, die nicht mehr Furcht verdienen als die, die die Kinder erschrecken, weil sie von der Einbildung geängstigt werden. Dieses Bangen des Geistes, dieses Dunkel muss sich zerstreuen nicht vor den Strahlen der Sonne und den leuchtenden Pfeilen des Tages, sondern vor dem Anschauen und der Erkenntnis der Natur.“ Nur um sich und alle anderen davon zu überzeugen, dass alles Eingreifen der Götter überflüssig ist, untersucht er des Himmels erhabene Natur, das Wesen der Götter und der Dinge Urgrund, um die thörichte Vorstellung von einer Vorsehung und einer von göttlicher Hand in die Natur gelegten Zweckmässigkeit zu beseitigen, zeigt er, wie alle natürlichen Kräfte lediglich nach dem Gesetz der Nothwendigkeit wirken und alle aus den Atomen entstandenen Körper rein zufällige Producte der naturnothwendigen Kräfte sind, aber, einmal entstanden, unabänderlichen Gesetzen unterliegen; er will den Ursprung und das Wesen der Seele und des Geistes erklären, um die Furcht vor den Schrecken des Acheron zu vertreiben, sie, die vom untersten Grund aus das menschliche Leben trübt, alles mit der Farbe des Todes beschwärzend, und niemals dem Gemüth eine lautere Lust vergönnt. Darum preist er mit so begeisterten Worten Epicur, weil er die Herzen mit den Worten der Wahrheit gereinigt, Furcht und Begierden in die Schranken gewiesen, das höchste der Güter die Menschen kennen gelehrt und ihnen den kürzesten Weg dazu gezeigt habe; seine Lehre will er ausbreiten, weil sie die Fesseln der Religion brach und die Schrecken der Seele

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vernichtete, aber kein Loblied ertönt, das, angestimmt in voller Begeisterung für die reine Wissenschaft, Epicurs uninteressirte Verdienste und Bemühungen um die Physik rühmend erwähnte. Er singt freilich, wie der Meister zuerst die Riegel am Kerker der Natur zerbrochen und mit seinem Geist das unendliche All durchschritten habe, wie er, als Sieger zurückgekehrt, zuerst gelehrt, was sein könne und was nicht, und nach welchen Gesetzen ein jegliches Ding sich entwickele, er freut sich, wie durch die göttlichen Forschungen Epicurs die ganze Natur von allen Seiten dem Auge des Menschen offen daliege; aber gleichsam um zu erklären, dass er, gerade wie der Stifter der Schule, die Erforschung der Natur nicht um ihrer selbst willen verehre, sondern des practischen Nutzens wegen, fügt er jenen Lobeserhebungen über die physicalischen Errungenschaften Epicurs den Refrain hinzu: Sobald sein erhabener Geist der Dinge Natur zu verkünden begonnen hat, da fliehen die Schrecken der Seele. Schritt für Schritt dringt er vor auf dem Gebiete der Physik, nicht aus Liebe zur Lösung wissenschaftlicher Probleme, sondern einzig in der gewissen Hoffnung, dass jeder Schritt in der Erkenntnis der Natur ihn einen Schritt weiter zum sicheren Hafen der Ruhe bringe. Daher sein Eifer für die Auffindung unwandelbarer Gesetze in der Natur, daher das stürmische Feuer seiner Sprache bei Darlegung der Gründe physikalischer Erscheinungen und die leidenschaftliche Erregtheit bei der Zurückweisung entgegenstehender Ansichten; nicht die Auffindung eines wissenschaftlichen Satzes selbst verursacht ihm solche Freude, wie sie sich an vielen Stellen seines Werkes mit einer gewissen Siegeszuversicht klar ausspricht, sondern die Folgerungen, die er daraus für seine ethische Lehre ziehen kann. So sehr er sich daher auch anstrengt den innern Zusammenhang der Dinge zu erkennen und die gesammte Natur als ein auch in seinen Theilen nach denselben Gesetzen wirkendes Ganzes darzustellen, so verräth er doch bei der Feststellung und Erklärung einzelner Naturphänomene eine sichtliche Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit: es giebt Dinge, sagt er, bei denen nicht ein einziger Grund genügt; ist auch nur der eine wahr, so sind doch mehrere zu erörtern. Und diesem Ausspruche gemäss giebt er, nicht unähnlich seinem Meister, zuweilen für eine Naturerscheinung verschiedene Erklärungen an, unbekümmert, ob sie sich widersprechen, wenn sie nur das Ereignis als ein rein natürliches, nicht als das Werk einer göttlichen Vorsehung oder Folge eines Eingriffes der Ueberirdischen erkennen lassen; denn den Glauben an ein launenhaftes und willkürliches Walten der Götter in der Natur von Grund aus zu vernichten, die Entstehung und Veränderung des Universums als das Resultat von bestimmten natürlichen Ursachen klar nachzuweisen uud so die Seele, befreit von den Schrecken des Aberglaubens, zur ungetrübten Ruhe zu führen, das ist ja der eigentliche Zweck seiner Schrift und aller seiner den Schein der reinen Wissenschaftlichkeit an sich tragenden Untersuchungen.

Wenn demnach bei Lucrez nicht weniger als bei seinem Meister die Physik ausschliesslich im Dienst der Ethik steht, so können wir uns nicht wundern, dass er in seinem dem Namen nach nur der Erforschung der Natur bestimmten Werk oftmals aus den gefundenen Lösungen wissenschaftlicher Probleme sogleich practische Folgerungen für seine Moral zieht, ja dass er nicht selten zu ethischen Bemerkungen und Auseinandersetzungen abschweift, die weder mit den vorhergehenden noch nachfolgenden physikalischen Untersuchungen in directem Zusammenhang stehen. Wir wollen versuchen diese vielfach zerstreuten ethischen Aussprüche zu sammeln und zu ordnen, um, so weit es möglich ist, die Ethik des Lucrez in ihren wesentlichsten Zügen und ihrem systematischen Zusammenhang darzulegen. Dabei werden wir uns streng an die Worte des Dichters anschliessen und nur das, was zur Verbindung der einzelnen Gedanken nothwendig ist, aus Eignem, aber immer möglichst im Sinne des Autors hinzufügen. Freilich werden wir nicht umhin können, hie und da auf die wichtigsten physicalischen Ansichten des Dichters einzugehen, da diese, wie oben bemerkt, die hauptsächlichste Grundlage für seine Ethik bilden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber seine Naturanschauungen können wieder nur durch seine Ansichten über das Wesen und Walten der Götter begriffen und erklärt werden; wir müssen daher ebenfalls in kurzem auf seine Religionsphilosophie eingehen, sei es auch nur um zu zeigen, wie der Dichter gegenüber den rohen und unsittlichen Göttervorstellungen seiner Zeit und ohne seine Moral irgend welche Ergänzung in der Religion finden lassen zu wollen auf rein naturalistischer Basis seine Ethik aufzubauen sich bemüht und er, obgleich seine Physik die Götter vollständig überflüssig macht, trotzdem aus ethischem Bedürfnis zum Glauben an die Götter immer wieder zurückgeführt wird.

I. Die Hindernisse des glückseligen Lebens.

a, Religion.

Die Philosophie hat die alleinige Aufgabe den Menschen zum Glück zu führen und zwar zu demjenigen, welches die Natur ihm als das höchste darstellt. Bei dieser also muss er anfragen, um zu erfahren, worin dies höchste Glück besteht und er wird finden, dass sie nach nichts sehnlicher verlangt, als dass der Mensch, frei von Schmerzen des Körpers, heitern Sinnes des Geistes geniesse ohne jegliche Furcht und Sorge.[1]) Aber so klar und deutlich auch diese Forderung der Natur ausgesprochen ist, so leicht erreichbar auch dieses Glück für jeden einzelnen erscheinen muss, so zeigt doch ein Blick ins Menschenleben, dass nur wenige dies Ziel treffen, viele weit davon abirren. Wohl begreiflich, denn grosse Hindernisse stellen sich dem um die höchste Glückseligkeit ringenden Menschen entgegen.

Vor allem ist es das schwer lastende Joch der Religion, die das Haupt aus den himmlischen Regionen verstreckt und mit schrecklichem Blick herab auf die Sterblichen droht.[2]) Leicht lässt sich der Grund finden, weshalb sich unter den Völkern die Götterverehrung verbreitete, die Städte sich mit Altären füllten und heilige Feste gefeiert wurden, die noch jetzt in mächtigen Staaten und Orten blühen; ebenso leicht erkennen, woher noch jetzt den Sterblichen jene bange Ehrfurcht eingepflanzt ist, welche rings auf dem ganzen Erdkreise immer neue Tempel den Göttern erbaut und zwingt heilige Feste zu begehen.[3])

Es sahen nämlich die Menschen bei wachem Geist und noch öfter im Traum herrliche Göttergestalten von wunderbarem Körperwuchs. Diesen theilten sie Empfindung zu, weil sie die Glieder zu regen schienen und erhabene Worte von sich zu geben, entsprechend ihrer vortrefflichen Gestalt und mächtigen Kräften. Auch unvergängliches Leben schrieben sie ihnen zu, weil sie stets in derselben Form und derselben Schönheit sich zeigten und weil, wie sie glaubten, überhaupt so gewaltige Kräfte durch keine andere Kraft bezwungen werden könnten. Und da jene Gestalten von der Furcht des Todes gar nicht gequält zu sein und viel Wunderbares ohne jegliche Mühe während des Schlafs der Menschen zu verrichten schienen, so hielten diese sie für über die Massen glücklich.[4]) So waren Götter gefunden, herrlich von Gestalt, begabt mit mächtigen Kräften, im höchsten Glück dahinlebend, gefunden von Menschen, die sich durch Trugbilder täuschen liessen. Denn wenn auch unser Auge zum Sehen gereizt wird von solchen Bildern, die von dem obersten Rand der Körper entsandt, nach Form und Gestalt das Gebilde der Körper tragen, aus denen sie geflossen, und somit wirklichen materiellen Körpern entsprechen, so dürfen wir doch nicht wähnen, dass nur solche Bilder umherschwärmen,

1) Lucret. ed. Bernays. II, 16—19. 2) I, 63—65. 3) V, 1159—1165. 4) V, 1167—1180.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die sich von wirklichen Körpern losgelöst haben; vielmehr sind noch andere vorhanden, die sich von selbst erzeugen und in diesem Himmel, den wir Luftkreis nennen, von allein entstehen. Diese, auf mancherlei Art gebildet, ändern sich unaufhörlich, zerfliessen in neue Gestalten und verwandeln Form und Umriss in verschiedenster Weise, gerade wie die Wolken, die sich zuweilen hoch aufthürmen und, fächelnd die Luft durch ihre Bewegung, der Welt heiteres Antlitz grässlich entstellen: bald als Riesengestalten sehen wir sie schweben und einen breiten Schatten nach sich schleppen, bald als hochragende Berge, bald als Felsen, losgerissen den Bergen, der Sonne vorauswandeln oder ihr folgen und andere Wolken als Schreckensgestalten hinter sich nachziehen.[5]) Ein Theil von jenen Bildern, die den Menschen im Wachen und Schlafen reizen und ihm Göttergestalten vorzaubern, sind solche Trugbilder, die von selbst entstanden, keinen wirklichen Körpern entsprechen; andere aber sind zwar von materiellen Dingen ausgegangen, haben jedoch auf dem Weg bis zu unsern Sinnen und Geist solche Veränderungen erlitten, dass wir ihnen unmöglich entsprechende Objecte unterlegen können. Denn es schwärmen viele Bilder der Dinge auf mancherlei Weise und nach allen Seiten getrieben, so zart, dass, wenn sie sich treffen, sie sich in der Luft leicht verbinden. Daher sehen wir Centauren und Scyllen, Gesichte des Höllenhundes und Gestalten von solchen, deren Gebeine schon längst die Erde deckt, da sich die Bilder in der Luft zusammensetzen theils mit solchen, die von selbst sich gebildet, theils mit denen, die von verschiedenen Körpern sich losgelöst haben. Denn sicherlich stammt das Bild des Centauren nicht aus dem Leben, es entsteht vielmehr, wenn die Bilder des Rosses und des Menschen zufällig zusammentreffen und ihrer zarten Natur gemäss sich schnell an einander hängen.[6]) Und dass besonders im Traum die Bilder sich zu regen und die Arme und andere Glieder regelmässig zu werfen scheinen, dass eins der Bilder verschwindet und ein anderes in anderer Stellung an den Platz tritt, so dass das erste die Geberde zu wechseln scheint, darüber dürfen wir uns nicht wundern, denn gross ist die Beweglichkeit der Bilder, gross ihre Zahl und die Menge der Theilchen, so dass sie immerfort sich leicht mit einander verbinden.[7]) So entstehen viele Täuschungen, indem wir Trugbildern wirkliche Objecte unterschieben und so beruht jener Götterglaube lediglich auf der irrigen Meinung, dass den Götterbildern, die wir im Wachen und Schlafen oft schauen, wirkliche Wesen entsprechen. Im Grund ist es also die Unkenntnis der Natur und ihrer Gesetze, die die Religion geschaffen hat. — Dieselbe Unkenntnis zeigt sich meist bei der Erklärung anderer Erscheinungen und führt dann, ebenso wie bei jenen Trugbildern, zum unsinnigen Glauben an Unsterbliche. Denn manches giebt es, was auf Erden und am Himmel den Menschen sich zeigt und Zweifel in ihrem Herzen erregt, was sie zagen macht in ihrem Gemüth aus Furcht vor den Göttern und sie zur Erde niederdrückt: weil sie die Gründe nicht kennen, sind sie gezwungen die Dinge dem Befehl und der Herrschaft der Götter anzuvertrauen.[8]) Von Angst erfüllt fragen sie, was ehemals der Welt erzeugender Ursprung gewesen, was das Ende sei, wie lange wohl die Mauern des Weltbaues die Last so gewaltiger Bewegung zu ertragen vermögen, oder ob sie, von den Göttern mit ewiger Dauer begabt, durch die Reihe der Jahre dahingleitend der starken Macht der unermesslichen Zeit beständig trotzen können.[9]) Sie sehen, wie die Materie sich den menschlichen Zwecken anpasst, wie sie die Zeiten des Jahres wechselt, die Früchte der Erde erzeugt und alles Uebrige noch, wozu sich die göttliche Wollust selbst als des Lebens Führerin bietet und die Sterblichen antreibt, dass sie sich in schmeichelnder Lust fortpflanzen, und sie behaupten nun, dies wäre unmöglich, wenn nicht Götter, die das Beste der Menschen im Auge gehabt, es also angeordnet hätten. — Aber aus vielen Thatsachen lässt sich erweisen, dass sicherlich nicht von den

5) IV, 42—46. 127—140. 6) IV, 722—765. 7) IV, 766—774. 8) VI, 50—56. 9) V, 1202—1215.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Göttern für uns dieses Gebäude der Welt erschaffen, mit solchen Mängeln ist es behaftet.[10]) Erstens von dem, was des Himmels mächtiger Umschwung bedeckt, besitzen die Berge und die thierbewohnten Wälder einen gewaltigen Theil; nicht minder die Felsen, die ungeheuren Sümpfe und das Meer, das weit von einander die Küsten des Landes trennt. Beinahe zwei Theile davon nimmt dem Menschen die brennende Glut und die beständige Kälte. Was von nutzbarem Land übrig bleibt, überzieht die Natur aus eigenem Trieb mit Dornen, wenn des Menschen Kraft sich ihr nicht entgegensetzt, der gewöhnt ist um des Lebensunterhaltes willen am wuchtigen Karst zu stöhnen und mit gedrücktem Pflug die Erde zu furchen. Ja würde er nicht mit der Pflugschar die fruchtbaren Schollen wenden und den Boden durchgraben, um die Keime zum Aufgehen zu wecken, niemals würden sie sich von selbst in die heitern Lüfte erheben. Und blüht und grünt nun alles umher auf den Feldern nach Aufwendung unsäglicher Mühe und Arbeit, dann versengt es noch oft die brennende Glut der Sonne, plötzliche Regengüsse und eisige Kälte vernichten es oder der brausende Sturm zertrümmert es im sausenden Wirbel.[11]) Ferner der reissenden Thiere Geschlechter auf dem Lande und im Meere, die feindlich dem Menschen, warum nährt und mehrt sie die Natur? Warum bringt uns der Wechsel des Jahres Krankheiten? Warum stellt sich bald hier bald dort ein vorzeitiger Tod ein? Siehe endlich das Kind: wie ein Schiffer, der von den wüthenden Wogen an den Strand geworfen, liegt es da am Boden, nackt und jeglicher Hilfe bedürftig, sobald es die Natur durch Wehen aus dem Mutterschoss an des Lichtes Bezirke hervorgerufen hat; mit traurigem Wimmern erfüllt es den Ort, wie es dem gebührt, dem im Leben noch so viele Uebel bevorstehen. Wie ganz anders wachsen doch die Herden des Viehes und das Wild auf: sie bedürfen nicht der Kinderklappern, nicht der schmeichelnd-lallenden Rede gütiger Ammen, nicht suchen sie den Wechsel der Kleidung nach den verschiedenen Jahreszeiten, ebenso wenig Waffen und hochragende Mauern, um das Ihre zu schützen, denn die Erde selbst und die Natur, die kunstreiche Bildnerin der Dinge, gewährt ihnen allen alles in reichlichem Mass.[12])

Wie thöricht zu meinen, dies Weltgebäude, so voll von Mängeln, sei von den Göttern den Menschen zu Liebe geschaffen und müsse deshalb mit Recht gelobt werden.[13]) Und müsste es nicht, wenn Götterhand es hervorgerufen hätte, unsterblich und für ewige Zeiten gegründet sein?[14]) Doch lehrt die Erfahrung gerade das Gegentheil. Der Körper der Erde, das Nass, die leichten Hauche der Luft und das erwärmende Feuer, aus denen die Gesammtheit der Dinge zu bestehen scheint, werden erzeugt und vergehen wieder, sind also sterblich.[15]) Denn sehen wir nicht z. B., dass die Zeit Steine besiegt, hochragende Thürme stürzen und Felsen verwittern, ja die Tempel der Götter und ihre Bilder zerbersten? Selbst die heilige Gottheit kann nicht die Grenzen des Schicksals weiter hinausrücken und sich den Gesetzen der Natur entgegenstemmen. Gehen nicht Denkmäler berühmter Männer zu Grunde? Reissen sich nicht Felsen los, um von hohen Bergen herabzustürzen, weil sie nicht vermögen die Last des drückenden Alters, das sein Ziel erreicht hat, ferner zu tragen? Wahrlich sie rissen sich nicht so schnell los und stürzten herab, wenn sie alle Qualen der Zeit seit undenklichen Jahren ohne Schaden überwunden hätten. Endlich was oben rings den Erdkreis umfasst, es erzeugt alles aus sich und nimmt es zurück, nachdem es vergangen; also ist es selbst einstmal erschaffen und besteht aus sterblichem Körper, denn was andere Dinge aus sich ernährt und mehrt, muss sich selbst abschwächen und sich wieder erholen durch Zugang, um sich von Neuem zu verzehren.[16]) Kurz, wo wir einzelne Theile und Glieder eines Körpers erst entstehen und dann wieder vergehen

10) II, 165—181. 11) V, 200—217. 12) V, 218—234. 13) V, 156—158. 14) V, 160—161. 15) V, 235—238. 16) V, 306—323.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehen, da bemerken wir auch am Ganzen die Entstehung wie die Vergänglichkeit: darum wenn so gewaltige Theile des Weltalls sich erzeugen und wieder zu Grunde gehen, können wir schliessen, dass für die ganze Welt, für Himmel und Erde und Meer, wie sie vormals einen Anfang genommen, einst auch das Ende komme; die Pforte des Todes ist ihnen nicht verschlossen, sondern ist offen und gähnt sie fürchterlich an mit ungeheurem Rachen. Ein Tag wird sie vernichten, die Masse der Welt und ihr Triebwerk, so lange es auch schon gehalten, wird endlich zusammenstürzen. Ja bald vielleicht, wenn die Erde erbebt, werden wir alles erschüttert sehen: möge doch dies das waltende Schicksal von uns wenden und uns mehr die Vernunft als die Erfahrung davon überzeugen, dass das All zu Grunde gehen könne.[17]) Und ein solches Werk, das voll von Fehlern und Mängeln ist und den Keim der Vergänglichkeit von Anfang an in sich trägt, sollte von den heiligen Göttern geschaffen sein?

Gleichwohl wähnen viele, gefesselt vom Aberglauben, Erde, Sonne, Himmel, Meer, Mond und Gestirne seien sogar von göttlichem Wesen, Theile der Gottheiten oder selbst beseelte Götter. Das Meer nennen sie Neptunus, die Feldfrüchte Ceres, den Wein Bacchus, und die Erde, weil sie die verschiedensten Stoffe enthält, aus denen sie Meer und Feuer erzeugt, glänzende Saaten und fröhliches Buschwerk für die Menschen aufspriessen lässt, schlanke Zweige und blühende Kräuter dem bergedurchschweifenden Wild verschafft, bezeichnen sie als die grosse Mutter der Götter, Mutter der Thierwelt und Erzeugerin des menschlichen Geschlechts, welche, wie die weisen Dichter der Griechen einst sangen, die Scheitel mit der Mauerkrone umwunden, auf löwenbespanntem Wagen und begleitet von phrygischen Scharen unter dem Getön der Pauken, Cymbeln und Hörner dahinfährt durch mächtige Städte, um die Sterblichen stumm zu beglücken mit stillem Segen und dafür reichliche Spenden an Gold, Silber und Rosen zu empfangen. Ja so fest sind viele Menschen von dem Glauben an solche Götter gefesselt, dass sie meinen, es müssten nach Art der Giganten alle diejenigen büssen für ungeheuren Frevel, die mit ihren Vernunftschlüssen die Feste der Welt bestürmen und auszulöschen versuchen die leuchtende Sonne des Himmels, unsterbliche Dinge mit sterblicher Rede bezeichnend.[18]) Aber mögen jene Gesänge schön und trefflich ersonnen sein, so weichen sie doch von der Wahrheit vollständig ab; denn alle die als göttlich betrachteten Theile des Weltgebäudes sind so entfernt vom göttlichen Wesen, so unwürdig dem Kreise der Unsterblichen anzuhören, dass sie uns vielmehr gerade von dem Kenntnis geben können, was der Bewegung des Lebens und der Empfindung entbehrt. Denn unmöglich ist es, dass in jeglichem Körper Geist und vernünftiges Wesen wohne; genau ist ja einem jeden bestimmt, worin es existiren und wachsen kann. Wie daher kein Baum im Aether und kein Fisch auf den Fluren sein kann, wie Blut in dem Holz und Saft in den Steinen sich unmöglich findet, so kann auch der Seele Natur weder allein ohne den Körper sich bilden noch getrennt von Blut und Nerven weiter dauern: nur in der thierischen Form und Körper kann sie bestehen, nicht in den Schollen der Erde noch im Feuer der Sonne, nicht im Wasser noch in den hohen Bezirken des Aethers. Demnach entbehren diese Theile der Welt erst recht des göttlichen Sinnes, da sie nicht einmal mit Leben beseelt sind.[19]) Ja selbst nicht die heiligen Sitze der Götter darf man in irgend einem Theile der Welt suchen; denn zart ist der Götter Natur und weit entfernt von unsern Sinnen, so dass sie kaum mit den Begriffen des Geistes erreicht werden kann. Da sie sich nun der Hände Berührung und Stoss gänzlich entzieht, kann sie selbst nichts berühren, was für uns berührbar ist, denn was nicht berührbar ist, kann auch selbst nicht berühren; daher müssen auch der Götter Sitze den unsrigen unähnlich sein nach der zarten Beschaffenheit ihrer Körper.[20])

17) V, 240—246. 373—375. 95—96. 105—109. 18) V, 114—116. II, 655—656. 589—599. 600—643. V, 117—121. 19) II, 644—645. V, 122—145. 20) V, 146—154.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch noch einmal zu denen zurück, die die Welt als ein Werk der Götter betrachten. Was konnte die Unsterblichen, die so lange der Ruhe genossen, verlocken ihr früheres Leben zu ändern und ein neues zu beginnen? Vielleicht um ihrer selbst willen thaten sie es, weil sie des früheren Zustandes überdrüssig waren, denn nur der hat Lust an dem Neuen, dem das Alte nicht mehr behagt. Aber wen in vergangenen Zeiten nie ein Uebel traf, wer glücklich lebte, was konnte bei dem die Begierde nach Neuem entzünden? Oder war etwa ihr Leben vorher in finsterm Kummer begraben, ehe erglänzte der Dinge zeugender Ursprung? Doch sie schufen vielleicht nur um der Menschen willen. Aber was kann den Unsterblichen und Seligen an unserm Dank liegen? Und waren sie wirklich unseres Dankes so gewiss? Was schadete es uns, wenn wir nie geschaffen worden wären? Nur wer schon geboren ist, der muss auch wünschen so lange im Leben zu bleiben, als wonnige Lust ihn daran knüpft; aber wer nie die Liebe des Lebens gekostet, noch nie in der Lebenden Reihe gestanden, was verlör er, wenn er nie geschaffen worden wäre? Ferner woher sollten die Götter die Idee einer zu erschaffenden Welt bekommen haben? Wie gelangten sie zuerst zum Urbild der zu erzeugenden Dinge, ja selbst zum Begriff von dem Menschen, um zu wissen und im Geist zu schauen, was sie schaffen wollten? Oder woher lernten sie kennen, was die Kraft der ursprünglichen Stoffe wäre und was sie bei veränderter Ordnung unter einander vermöchten, wenn nicht die Natur selbst das Muster zur Schöpfung gab? Denn diese Stoffe, von Stössen und durch eigenes Gewicht auf mancherlei Weise seit undenklicher Zeit getrieben, haben sich vielfach mit einander vermischt und alles versucht, was sie durch ihre Verbindung erzeugen könnten, so dass es kein Wunder ist, wenn sie endlich in solche Lagen und Bahnen geriethen, wodurch die Gesammtheit der Dinge in steter Erneuerung sich jetzt erhält.[21]) — Hieraus lässt sich zugleich der Irrthum derer erkennen, welche behaupten, dass, weil die Natur sich so sehr den menschlichen Zwecken anpasse, auch unbedingt die berechnende und auf bestimmte Absichten hinzielende Schöpfungsthätigkeit von Göttern vorausgesetzt werden müsse. Denn nicht haben sich die Urkörper mit Bedacht und in wohlüberlegter Weise in die gehörige Ordnung gefügt und es hat kein Plan der Bewegungen unter einander bestanden, sondern die Urstoffe haben, wie gesagt, von Stössen und durch eigenes Gewicht auf mancherlei Weise seit undenklicher Zeit getrieben sich vielfach mit einander vermischt und, nachdem in undenklichem Zeitraum jede Art von Bewegung und Vereinigung versucht war, endlich diejenigen Verbindungen gebildet, welche Urkeime wurden von grossen Dingen, von Erde, Meer, Himmel und lebenden Wesen. Daher müssen wir uns vor der Meinung wohl hüten, dass die Natur im ganzen und im einzelnen auf irgend einen bestimmten Zweck berechnet sei. Und doch wähnen viele, die glänzenden Lichter der Augen seien nur geschaffen, damit wir sehen könnten, die Schenkel und Beine, gestützt auf die Füsse, könnten nur deshalb sich biegen, damit wir stattliche Schritte machten, die Arme seien mit den kräftigen Schultern verbunden und zu beiden Seiten die dienenden Hände deshalb gegeben, damit wir, was das Leben erfordert, zu verrichten vermöchten. Aber dies wie alles übrige, was man auf solche Weise erklärt, ist unrichtig und führt zu verkehrten Schlüssen; denn nichts ist am Körper des Gebrauches wegen geschaffen, sondern was geschaffen war, das führte erst zum Gebrauche. Weder das Sehen war da vor der Entstehung der Augen noch die Rede vor der Erschaffung der Zunge: der Zunge Ursprung ist weit älter als alles Sprechen und die Ohren weit früher erschaffen, als man Töne vernommen hat; kurz sämmtliche Glieder waren schon vor dem Gebrauch da, sie konnten also nicht des Gebrauches wegen erst erwachsen.[22])

So hat Unkenntnis der Natur und Mangel an Einsicht in die Gesetze derselben verleitet

21) V, 165—180. 181—194. 22) II, 165—170. V, 419—431. IV, 820—839.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Götter als Schöpfer der Welt anzunehmen. Dazu kommt ein zweites Moment, die Furcht des Menschen. Sie verbindet sich mit der Unwissenheit, sieht in allem das mächtige Wirken der Unsterblichen und betrachtet sie nicht nur als die ersten Gründer, sondern auch als die geständigen Regierer und Lenker des ganzen Weltalls. Denn Furcht hält alle Sterblichen befesselt, welche so viel auf Erden und am Himmel sich ereignen sehen und, da sie den wirkenden Grund davon nicht zu erfassen vermögen, wähnen, es geschehe dies alles durch göttliches Walten. Heben sie z. B. den Blick aufwärts zu den himmlischen Tempeln der grossen Welt, zum Firmament darüber, befestigt mit funkelnden Sternen, ziehen sie in Betracht die Bahnen der Sonne und des Mondes, dann beginnt jene Besorgnis, sonst von andern Uebeln erstickt, ihr erwachtes Haupt zu erheben, ob es nicht vielleicht die für uns unermessliche Macht der Götter sei, die die hellen Gestirne in verschiedenem Lauf bewege.[23]) Ferner wer ist, dem sich nicht die Brust aus Furcht vor den Göttern zusammenpresst, dem nicht die Glieder aus Angst zusammenschrecken, wenn, vom fürchterlichen Schlag des Blitzes entzündet, die Erde erbebt und die Donner am weiten Himmel dahinrollen? Erzittern dann nicht Völker und Länder? Fahren nicht selbst stolze Herrscher zusammen, ergriffen von Furcht vor den Göttern, dass die Stunde gekommen für ihre frevelhaften Thaten und übermüthigen Worte schwer zu büssen?[24]) Wie thöricht ist doch diese Furcht! Denn wenn Jupiter und andere Götter des Himmels glänzende Tempel mit schrecklichem Donner erschüttern und das Feuer schleudern, wohin einem jeden beliebt, warum machen sie nicht, dass die, die ohne Bedenken jegliches Verbrechen begehen, die Flammen des geworfenen Blitzes aus durchbohrter Brust aushauchen, den Menschen zum abschreckenden Beispiel? Und warum muss vielmehr der, der sich keiner Schande bewusst ist und immer unschuldig gelebt, verstrickt in Flammen sich wälzen, plötzlich erfasst vom Wirbel des himmlischen Feuers? Warum schleudern sie den Blitz an verödete Orte und mühen sich unnütz ab? Etwa nur um die Arme zu üben und die Schultern zu stärken? Warum lassen sie das Geschoss des Vaters auf der Erde sich abstumpfen? Warum lässt er selbst es zu und spart es nicht für die Feinde auf? Endlich warum wirft Jupiter niemals aus heiterem Himmel den Blitz zur Erde und schüttet die Donner aus? Oder steigt er vielleicht erst dann, wenn die Wolken unter dem Himmel sich ausgebreitet haben, zu ihnen hinab, um von hier aus in der Nähe der Erde den Wurf des Geschosses sichrer zu richten? Warum schleudert er es ins Meer? Was haben ihm die Wogen zu Leide gethan? Ferner ist es sein Wille, dass wir dem zuckenden Strahl entgehen, warum steht er an ihn noch im Laufe uns sehen zu lassen? Will er aber uns unversehens mit dem Feuer ersticken, weshalb donnert er dort, so dass wir hier es vernehmen können? Warum erregt er zuerst Finsternis und Brausen und Murmeln? Und wie kann man begreifen, dass er zugleich an vielen Orten blitzt? Warum zerschmettert er heilige Tempel der Götter, ja selbst den eignen herrlichen Sitz mit feindlichem Strahl? Warum zerbricht er kunstreiche Götterbildnisse und raubt seinen eignen Bildern die Ehre durch schnöde Verletzung? Warum zielt er meist nach erhabenen Orten und warum sehen wir gerade auf den Gipfeln der Berge die meisten Spuren des Feuers?[25])

Dieselbe Unkenntnis, gepaart mit Furcht, ist es, die die Menschen noch vor anderen Naturerscheinungen erzittern lässt. Wenn die Gewalt des empörten Sturms den Herrn der Flotte sammt seinen mächtigen Legionen und Elephanten auf den Fluten umherwirft, geht er da nicht mit Gelübden die Götter an und erfleht angstvoll die Ruhe des Sturms und günstige Lüfte? Freilich vergebens! Denn oft ergriffen von mächtigem Strudel wird er hingeschleudert zu den Furten des Todes: so zertritt die menschlichen Dinge eine gewisse verborgene Macht, die,

23) I, 151—154. V, 1202—1208. 24) V, 1216—1223. 25) VI, 387—422.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spottend der herrlichen Fascen und der drohenden Beile, sie zu Boden zu werfen scheint. Oder wenn die ganze Erde unter den Füssen wankt, hier erschütterte Städte sinken, dort andere den Sturz drohen, was Wunder, wenn da die Menschen an sich selber verzweifeln, wenn sie eine erhabene Gewalt und staunenswerthe Kraft den Göttern einräumen, die das All regieren?[26]) Im Himmel weisen sie ihnen Sitze und Tempel an, weil, wie es scheint, sich dort Sonne und Mond drehen, Tag und Nacht und die heitern Gestirne, die nächtlich schweifenden Fackeln der Nacht und die fliegenden Flammen, Wolken, Regen und Schnee, Blitz und Hagel, die rasenden Stürme und das furchtbare Rollen des Donners. Gegenden, in denen das Echo gerufene Worte wiedergiebt, glauben sie von Satyrn, Nymphen und Faunen bewohnt und behaupten, diese störten bei nächtlichem Umherschweifen durch Geschrei die schweigende Ruhe und liessen Saiten und schmelzende Klagelieder auf der Flöte ertönen und weithin vernehme das Landvolk, wenn Pan, den Fichtenwall seines halbthierischen Hauptes schüttelnd, mit gebogener Lippe die Halme durchlaufe, damit die Schalmei nicht aufhöre den Hirtengesang zu entsenden. Noch andere dergleichen Wundergeschichten erzählen sie, damit man nicht etwa glaube, die einsamen Orte seien von Göttern verlassen, und putzen sie mit allerlei Wundern aus.[27])

Durch Unwissenheit und Furcht also schaffen sich die Menschen strenge Gebieter, die sie für allmächtig halten; die Armen, die nicht begreifen, was sein kann und was nicht, wodurch das Vermögen jeglichem Dinge begrenzt und sein Ziel gesteckt sei![28]) Wie kann es auch Wesen geben, die im Stande sind das unendliche All zu lenken und an jedem Ort zu gleicher Zeit zu schaffen? Denn da nirgends ein Ende der Dinge ist, da der Raum unendlich sich ausdehnt und unzählbar die Stoffe sind, die, getrieben von nie aufhörender Regung, auf vielfältige Weise die Tiefen durchschwärmen, so ist es unwahrscheinlich, dass sich nur dieser einzige Erdkreis, dieser einzige Himmel gebildet habe. Vielmehr hat sicherlich die Materie anderswo noch andere Verbindungen, als unsere Welt kennt, da ja auch zur Bildung dieser Welt die Stoffe ganz zufällig und absichtslos sich an einander gedrängt und sich endlich in solcher Gestalt zur Masse verbunden haben, dass das für uns Sichtbare hervorging. Daher sind Erde und Sonne und Mond und Meer und alle die andern Dinge nicht einzig, sondern unzählbar vorhanden, es giebt noch andere Menschen und andere Geschlechter der Thiere. Wenn dies aber unbestreitbar ist, wer könnte das unendliche All lenken? Wer mit kräftigem Arm die leitenden Zügel regieren? Wer die Himmel alle drehen und alle die fruchtbaren Erden mit ätherischem Feuer erwärmen? Oder an jeglichem Ort zu jeglicher Zeit gegenwärtig sein, damit er das Heitere des Himmels in Wolken verhülle und mit Donner erschüttere, dann den Blitz schleudere und nicht selten seine eignen Tempel damit vernichte und endlich voll Grimm in die Wüsten zurückkehre, übend das Geschoss, das oft an dem Schuldigen vorübergeht und den Unschuldigen zu Boden schmettert?[29])

Und wahrlich, selbst wenn eine solche Sorge um die Welt möglich wäre, sie würde dem Wesen der Unsterblichen und ihrer beschaulichen Glückseligkeit vollständig widersprechen. Die Götter müssen in ungetrübter Ruhe unsterbliches Leben geniessen, von unserm Treiben weit entfernt; befreit von jeglichem Schmerz und Gefahr, durch sich selbst mächtig genug, nicht unsrer bedürfend, werden sie weder durch unsre Verdienste geschmeichelt noch zum Zorn gereizt. Alles reicht ihnen die Natur und nichts vermag ihre Seelenruhe auf einen Augenblick zu stören. Ihre Sitze sind, nach dem zarten Wesen der göttlichen Körper, von den unsrigen ganz verschieden; in ewiger Ruhe kann sie weder der Wind erschüttern noch die Wolken mit Regen benetzen noch bleicher Schnee, von scharfem Frost gehärtet, niederfallend verletzen; ein beständig unbewölkter Aether deckt sie und sie glänzen in reichlich strahlendem Licht. In diesen

26) V, 1224—1238. 27) V, 1186—1191. IV, 578—590. 28) VI. 63—66. 29) II, 1048—1076. 1095—1104.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heitern Regionen lösen sich von den heiligen Körpern der Unsterblichen die Bilder ab, die als Verkünder der Göttergestalten zum Geist des Menschen gelangen.[30])

Erwägen wir dies alles, dann erscheint die Schöpfungsthätigkeit der Götter als ein Hirngespinnst und ihre Weltregierung als ein Trugbild, dann zeigt sich uns die Natur immer frei, fern von der Herrschaft stolzer Gebieter, durch sich selber alles bewirkend ohne jeglichen Einfluss der Götter; dann sehen wir, dass sie, die alleinige Schöpferin und Vollenderin aller Dinge, mit gebietender Macht die Bahn der Sonne und den Lauf des Mondes regiert, nicht dass diese nach eignem Belieben den Lauf zwischen Himmel und Erde alljährlich erneuern oder nach irgend einem Plan der Unsterblichen sich drehen. Und nur diese Erkenntnis befreit uns von der thörichten Furcht vor den Göttern, die mit Bangen die Herzen erfüllt und zur Erde niederdrückt. Wer aber eingesehen hat, dass die Götter sorglos leben, und dennoch sich wundert, auf welche Weise alles in der Welt regiert werden könne, der fällt zurück in die frühere Furcht vor den Göttern und schafft sich strenge Gebieter, die er für allmächtig hält.[31]) Und welches entsetzliche Unglück hat nicht schon dieser thörichte Götterglaube herbeigeführt? Welche furchtbare Macht übt nicht diese unselige Religion auf die armen Sterblichen aus? Schmachvoll zeigt sich auf Erden das menschliche Leben, erdrückt unter dem schwerlastenden Joch der Religion, sie die aus den himmlischen Gebieten das Haupt vorstreckt, mit schrecklichem Blick herab auf die Sterblichen droht und Schandthaten und Verbrechen in Menge erzeugt. In Folge des Aberglaubens vergossen einst in Aulis am Altar der jungfräulichen Trivia die auserwählten Führer der Danaer in schändlicher Weise das Blut der Iphianassa. Als die Opferbinde, um die jungfräulichen Backen gewunden, ihr auf beiden Seiten der Wangen herabfloss und die Jungfrau den Vater bemerkte, der traurig am Altar stand, daneben die Priester, die das Opfermesser verbargen, und die Bürger, die mit thränenden Augen auf sie hinblickten, da verstummte sie vor Angst, ihr sanken die Kniee zur Erde und nichts half es der Unglücklichen, dass sie den König mit dem Namen Vater zuerst beschenkt hatte: von Händen der Männer gehoben, ward sie zitternd zum Altar geführt, nicht damit sie nach beendetem Opfer einherschritte bei helltönendem Hochzeitsgesang, nein blutschänderisch fiel sie, das keusche Opfer, hingemordet von väterlicher Hand am Tag der Hochzeit, damit der Flotte eine günstige und schnelle Ausfahrt gewährt würde. Solche Verbrechen räth dem Menschen die Religion an![32]) Unseliges Menschengeschlecht, das solche Thaten und solchen bittern Zorn den Unsterblichen zugeschrieben hat: wie viel Seufzer hat es sich selbst geschaffen und was für Wunden uns und welche Ströme von Thränen unsern Enkeln! Denn fühlen wir nicht ebenso wie unsere Vorfahren das Elend, das der Aberglaube mit sich bringt? Immer tragen wir die Qualen eitler Furcht vor den Göttern in unserm Herzen, gleich Trunkenen taumeln wir Elenden umher in allerlei Sorgen und treiben schwankend dahin im unsichern Irrthum des Geistes. Mit Schrecken gedenken wir des Tantalus, der tief im Acheron vor dem grossen, hoch in der Luft hängenden Felsen erzittert, starr vor nichtiger Angst, und doch sind wir es, die hier im Leben die Qualen jenes Unglücklichen erdulden, denn uns drückt die eitle Furcht vor den Göttern nieder und wir bangen vor dem Fall, der uns treffen kann. So wälzen wir zwecklos im Herzen die traurigen Wogen der Sorgen: denn wie Kinder im Finstern vor allem zittern, ebenso fürchten wir bei hellem Tageslicht Dinge, die man nicht mehr fürchten sollte als jene, die die Kinder erschrecken, weil die Einbildung sie ängstigt. Diese Furcht ist es, die sich in die Herzen der Menschen schleicht und ihnen Götter als strenge Gebieter giebt, sie ist es allein, die die armen Sterblichen treibt Tempel, Seen, Haine, Altäre und Bilder der Götter auf dem Erdkreise als heilig zu verehren.[33]) — Und

30) II, 646—651. III, 24—25. V, 146—154. III, 18—22. VI, 76—77. 31) II, 1090—1092. 1117. V, 76—82. VI, 58—63. 32) I, 84—101. 33) V, 1092—1095. III, 1046—1050. 978—981. VI, 33—38. V, 72—75.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vermag sie etwa zur wahren Frömmigkeit zu führen? Wahrlich den nenne nicht fromm, der oft mit verhülltem Haupt sich gegen den Stein wendet und zu allen Altären schreitet, sich zur Erde niederwirft, die Hände ausstreckt vor den Heiligthümern der Götter, ihre Altäre mit reichlichem Opferblut besprengt und Gelübde an Gelübde reiht, sondern den, der mit Ruhe im Gemüth auf das All hinschauen kann. Wenn du daher nicht alle jene thörichten Vorstellungen von den Göttern aus der Seele verbannst als unwürdig der Unsterblichen und unverträglich mit ihrer Ruhe, dann werden die heiligen Wesen der Götter durch dich selbst geschwächt dir entgegentreten, nicht dass dadurch die göttliche Macht verletzt und zu schwerer Bestrafung gereizt werden könnte, sondern weil du denkst, die in ewiger Ruhe Lebenden wälzten Fluten des Zorns. Du wirst auch nicht mit Frieden im Herzen den heiligen Tempeln der Götter nahen und ihre Bilder, die als Verkünder der Göttergestalten von ihren heiligen Leibern zum Geist des Menschen gelangen, mit stiller Ruhe der Seele in dir aufnehmen können.[34])

Wenn so die bleiche Furcht vor den Göttern ewig die Menschen quält, wenn der Sterbliche immer zittert vor dem dunklen Walten jener Unsterblichen, die das Weltall geschaffen und stets regieren sollen, wenn er beständig bangt sie durch irgend einen Fehltritt zu verletzen und ihre entsetzliche Rache heraufzubeschwören, die ihn schon hier mit kalter Erbarmungslosigkeit trifft und mit schonungslosem Groll noch im Orcus verfolgt, was für ein Leben wird der Unglückliche führen! Wie weit wird er entfernt bleiben von jener Glückseligkeit, die seine Natur fordert und die Vernunft vorschreibt, nämlich frei von jeglichem Schmerz des Körpers heitern Sinnes des Geistes zu geniessen ohne jede Furcht und Besorgnis. Die Religion oder der Aberglaube ist also das erste gewaltige Hindernis, das sich dem Menschen bei dem Streben nach Glückseligkeit in den Weg stellt: sich loszuwinden aus ihren verschlungnen Knoten und sich zu befreien von ihrer drückenden Macht, das muss seine erste Aufgabe sein.[35])

b. Begierden.

Liebe, Habsucht, Ehrgeiz.

Aber wenn auch der Mensch die Furcht vor den Göttern und den unheilbringenden Aberglauben aus seiner Seele gerissen, so hat er damit doch noch nicht alles für seine Glückseligkeit gethan. Noch halten ihn gewaltige Mächte fern von diesem höchsten Ziel, Mächte die, feind alles ungestörten Friedens des Geistes, sein Herz mit Sorgen plagen, es unstet umhertreiben in aller Unruhe und, so lange sie unbesiegt, ihn nie zu jenen heitern Regionen der Weisheit gelangen lassen, aus denen er mit seligem Frieden in der Brust auf das nichtige Treiben der Sterblichen herabschauen kann: das sind die Leidenschaften und Begierden.

Blicken wir nur hin auf die unglücklichen Menschen, die mit eitler Furcht im Herzen gleich Trunkenen in allerlei Sorgen umhertaumeln und auf schwankender Woge des irrenden Geistes dahintreiben. Könnten sie doch, wie sie im Innern die Last fühlen, deren Schwere sie niederdrückt, ebenso auch ergründen, woher dies rühre und wie eine solche Masse von Unheil sich in ihrer Brust zu häufen vermöge, sicherlich führten sie nicht ihr Leben so, wie wir es jetzt meist sehen. Keiner weiss, was er will und immer sucht er den Ort zu wechseln, als wenn er sich der Last entledigen könnte. Oft geht jener heraus aus seiner stattlichen Wohnung, wenn es ihn ekelt zu Hause zu bleiben; aber schnell kehrt er wieder heim, er fühlt, dass es draussen nicht besser sei. Dann jagt er im gestreckten Galopp fort auf sein Landhaus,

34) V, 1196—1201. VI, 68—78. 35) II, 17—19. I, 932.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als gelte es das brennende Haus noch aus den Flammen zu retten; doch kaum hat er die Schwelle betreten, da gähnt er, versinkt in Schlaf und sucht sich selbst zu vergessen oder kehrt schnell wieder um und eilt zur Stadt zurück. So sucht jeder sich selbst zu entfliehen, aber umsonst, weil er krank den Grund der Krankheit nicht kennt; denn er selbst ist es, dem er nicht entfliehen kann, der sich ihm aufdrängt, auch wenn er sich sträubt. Vergeblich ist daher aller Wechsel des Orts, vergeblich alle Veränderung und Zerstreuung; das Uebel, dem die armen Sterblichen entgehen wollen, wurzelt in ihrer eignen Brust: es sind die unmässigen Begierden. Von ihnen getrieben werden sie vom Irrthum umfangen und suchen unstet den Weg des Lebens, streiten um Geist und Ansehen und mühen sich Tag und Nacht ab in ununterbrochenem Ringen sich zum Gipfel des Reichthums und der Macht zu erheben. Und niemals finden diese Begierden Befriedigung; sie wachsen, indem sie genährt werden, und veralten, von Tag zu Tag erhöht sich ihre Wuth und immer schwerer lastet in ihrem Gefolge der Kummer. Denn hat man erreicht, wonach man sich sehnt, so flammt in der Brust um so heftiger das Verlangen auf noch mehr zu bekommen; nichts kann dem Uebel steuern, und unbefriedigt schwindet man hin an der heimlichen Wunde. In diesem ewigen Sehnen und Ueberdrüssigsein, im fortwährenden Streben und Hoffen geht unser Leben dahin. Wir drehen uns und bleiben doch immer in demselben Kreislauf, kein neues Vergnügen entspringt aus längerem Leben, sondern immer erscheint uns das, wonach uns lüstet, als das beste, solange es fehlt; doch ist es erlangt, lo lüstet uns wieder nach anderem. So erhält uns immer der Durst nach dem Leben lechzend, immer sind wir im Zweifel, welches Geschick der künftige Tag herführe, was der Zufall bringe und wie sich der Ausgang gestalte.[36])

Giebt es wohl etwas Schrecklicheres für uns Menschen? Wenn auch Hercules nicht seine gewaltigen Thaten ausgeführt hätte, was schadete uns jetzt der ungeheuere Rachen des nemeischen Löwen und der Schrecken des arcadischen Ebers? Was der Stier von Creta und die mit giftigen Nattern umgürtete Hydra, die Pest des lernäischen Sumpfes? Was die dreifache Brust des dreigestalteten Geryon, die feuerschnaubenden Rosse des Diomedes und die Vögel am stymphalischen See? Ferner der Drache, der die goldenen Aepfel der Hesperiden bewachend sich wild mit grimmigem Blick und riesigem Körper um den Baumstamm ringelt, was sollte der uns schaden am atlantischen Gestade und den menschenfeindlichen Meeren, denen keiner von uns sich naht, selbst der Barbar nicht? So das übrige Heer der vernichtenden Ungeheuer, wären sie auch nicht besiegt, was könnten sie lebend uns schaden? Nichts, wie uns scheint. Noch wimmelt ja die Erde von schädlichen Thieren, sie ist erfüllt von Furcht und Schrecken in den Hainen, auf den hohen Bergen und in den tiefen Wäldern, Orte die zu vermeiden doch meist in unsrer Macht liegt. Wenn hingegen uns die Brust nicht rein ist, was für Kämpfe und Gefahren müssen wir da bestehen, selbst wenn wir es nicht wollen! Welche gewaltigen Sorgen zerreissen dann das Herz, von wilder Begier getrieben, und welche Schrecknisse folgen darauf! Welches Verderben erzeugt Hochmuth, unreine Gesinnung und Frechheit, welches Luxus und Faulheit! In beständiger Angst um die Zukunft und Verlangen nach dem, was wir nicht haben, verbittern wir uns die Gegenwart und geniessen nie mit freudiger Ruhe das, was wir durch ein gütiges Geschick augenblicklich besitzen; undankbaren Gemüths, ungenügsam und unzufrieden mit den vorhandenen Gütern des Lebens gleichen wir jenen blühenden Jungfrauen im Orcus, die unaufhörlich die Flut einschöpfen in ein durchlöchertes Gefäss und es doch trotz alles Bemühens nie auszufüllen vermögen. So begleitet uns eitle Hoffnung und bange Sehnsucht bis ins höchste Alter und als sieche Greise blicken wir mit Klagen zurück auf ein Leben, in dem

36) III, 1047—1068. II, 9—13. IV, 1060—1061. 1081—1082. 1111—1112. III, 1078—1084.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alle Freuden ungenossen dahingeschwunden sind; dann muss die Natur uns zurufen: „Lasst euer Klagen! alle Geschenke des Lebens habt ihr durchgekostet; aber weil ihr immer begehrt, was euch fehlt, und was da ist, stets verschmäht, ist unreif und ohne Genuss euch das Leben entflohen und nun steht euch der Tod zu Häupten, ehe ihr euch dessen versehn und gesättigt und voll von hinnen scheiden könnt.“ Wie sollte es auch anders sein? Das menschliche Herz mit seinen masslosen Begierden gleicht einmal einem unreinen und durchlöcherten Gefäss: was Gutes und Taugliches von aussen hineinkommt, wird besudelt von Moder und Fäulnis und nichts vermag das zerlechzte auszufüllen. Liegt aber in dieser unseligen Unruhe der Ungenügsamkeit und Unzufriedenheit nicht schon die härteste Strafe für unsere Begierden? Zweck- und ziellos quälen wir uns mit ihnen ab wie Sisyphus, der mit Stemmen und Stossen den Felsblock bergauf wälzt und, wenn er ihn fast auf die Spitze gebracht hat, ihn wiederum hinabrollen und eiligst zur Ebene zurückstreben sieht. Ja wahrlich, das Leben im Orcus ist das wirkliche Leben von uns Thoren, die wir von unseligen Leidenschaften und Begierden im Herzen gefoltert uns Acherontische Qualen bereiten.[37])

Unter allen Seelenkrankheiten, die dem Menschen die Ruhe des Herzens nehmen und ihn nicht zu seiner Glückseligkeit gelangen lassen, ist die grösste und gefährlichste die Liebe. Mit unumschränkter Macht beherrscht sie alle Gedanken des Unglücklichen, der von ihr ergriffen ist, immer strebt sein Sinn nach dem Gegenstand, der mit Liebe ihn verwundet hat, und es gelüstet ihn sich mit diesem zu vereinen. Dies ist Venus für uns; von da aber geht die Erregung der Liebe aus; zuerst träufelt ein Tropfen der Süsse der Venus ins Herz und es folgt die frostige Sorge. Denn ist auch die Geliebte fern, so ist doch ihr Bild ihm immer vor Augen und süss tönt ihm ihr Name ins Ohr. Thränen vergiessend steht er oft an ihrer verschlossenen Thür, schmückt die stolzen Pfosten mit Blumen und Kränzen, salbt sie mit wohlriechendem Oel und heftet in seinem Unglück Küsse auf die Flügel. Besitzt er sie endlich, dann schwankt er noch immer auf unsichern Pfaden der glühenden Leidenschaft und weiss nicht, was er zuerst mit den Augen und Händen erfassen und geniessen soll, denn nicht rein ist die Lust und ein heimlicher Stachel reizt ihn selbst das zu verletzen, was in ihm diese Wuth der Begierde entzündet hat. Des Menschen Gesicht und blühende Schönheit geben dem Körper nichts als Bilder, so zart, dass es vergebliche Hoffnung ist sie zu erfassen. Denn wie im Traum der Durstige sich nach dem Trunk sehnt und nirgends Wasser bekommt, das die Glut in den Gliedern ihm löschen könnte, sondern immer nur Bilder des Trinkens erhascht und umsonst sich abmüht, mitten im reissenden Strom zu trinken meint und doch dürstet, so täuscht auch Venus in der Liebe mit Bildern den Liebenden: niemals kann er gesättigt werden, selbst wenn er die Geliebte vor Augen hat, und kein Mittel lässt sich finden, das dem Uebel zu steuern vermöchte, ohne Befriedigung schwindet er hin an der heimlichen Wunde. Er ist der wirkliche Tityus, den nur Märchen in die Tiefe des Acheron versetzen, denn ihn, niedergeworfen von Liebe, zerfleischen die Geier seiner Leidenschaft, ihm zerfrisst Angst und Kummer die Brust und schändliche Begierde zerschneidet ihm das Herz mit Sorgen[38])

Und was folgt aus solcher Liebe zu einem bestimmten Gegenstand, wenn sie zur Ehe führt? Früher war das Menschengeschlecht kräftig und stark, gegen Frost und Hitze und alle Unbillen der Natur abgehärtet. Als aber das Weib dem Manne vereint zum ausschliesslichen Bund sich hingab und herrlicher Nachwuchs der Ehe entspross, da begann das Menschengeschlecht weichlich zu werden, Venus schwächte die Kräfte und der Kinder schmeichelndes Kosen beugte leicht den stolzen Sinn der Eltern. So wirkte Liebe und Ehe bei den Voreltern, nicht

37) V, 24—48. III, 1006—1008. 934—935. 953—957. VI, 17—23. III, 998—1000. 1021. 38) IV, 1040—1054. 1169—1171. 1068—1112. III, 982—992.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

minder traurig bei uns Enkeln. Durch sie schwinden die Kräfte und wir müssen nach dem Winke eines andern leben; unterdessen zerrinnt das Vermögen, denn was der Väter Fleiss erworben, verwandelt die Frau in Kopfputz, Bänder, Mantel, Flor oder Chiergewebe, Pflichten werden versäumt und es wankt und kränkelt der gute Name. Mögen dann auch Silber und herrliche Schuhe aus Sicyon an der Geliebten Füssen uns entgegenleuchten und grosse Smaragden in Gold gefasst mit ihrem grünen Licht uns zustrahlen, mögen die Tafeln, prächtig gedeckt, mit kostbaren Speisen besetzt und Spiele und Becher, Salben und Blumengewinde in Menge bereitet sein — alles umsonst! Mitten aus der Quelle der Freuden steigt uns ein Bitteres auf, das unter den Blumen selbst uns ängstigt; denn entweder schlägt uns das Gewissen, dass wir mit Nichtsthun das Leben hinbringen und im schmutzigen Pfuhl zu Grunde gehen, oder die Geliebte hat ein Wort hingeworfen, das uns im gierigen Herzen haftet und wie Feuer emporschlägt, oder sie hat die Blicke zu oft auf einen andern gerichtet und wir glauben in ihrem Gesicht noch Spuren des Lächelns zu bemerken. Solche Uebel finden sich schon in der glücklichsten Liebe, bei der verschmähten und unbegünstigten sind sie so zahllos, dass man sie selbst mit zugemachten Augen sehen kann.[39])

Daher ist es besser über uns zu wachen und uns zu hüten, dass wir nicht in das Netz gerathen. Denn sich gleich von Anfang vor der Liebe Schlingen zu wahren ist weit weniger schwierig als, wenn man einmal im Netz ist, sich wieder zu befreien und der Venus mächtige Knoten zu zerreissen. Aber doch, obschon in Fesseln und Banden, könnten wir uns noch dem Verderben entziehen, wenn wir uns nicht selbst im Weg stünden und es nicht versäumten die Fehler des Körpers und Geistes an der zu erforschen, nach der uns so heftig verlangt. Denn so machen es gewöhnlich die Menschen, dass sie blind vor Begierde auch dem Vorzüge ertheilen, der gar keine besitzt. Hässliche und Verwachsene werden liebenswürdig gefunden und mit Ehren überhäuft; ist die Geliebte schwarz, so nennt man sie brünett; ist sie unrein und schmutzig, dann sagt man, sie liebe den Putz nicht; grauäugig, heisst man sie Pallas; die sehnige und trockne, Gazelle; die klein wie ein Zwerg ist, eine der Grazien und ein Ausbund von Witz; die grosse und ungefüge heisst majestätisch erhaben; stammelt sie, dann sagt man, sie lispele; spricht sie gar nicht, gilt sie als züchtig verschämt; ist sie widrig geschäftig und schwatzhaft, nennt man sie ein Kerzchen; ein zartes Liebchen, wenn sie vor Magerkeit kaum leben kann; ein schlankes Püppchen, die der Husten schon ganz verzehrt hat; mit platter Nase, heisst man sie Faunchen; mit plumpen Lippen, ein Kussmündchen. Doch wer vermöchte alle dergleichen Thorheiten aufzuzählen! Die Liebe schlägt einmal den Verliebten mit Blindheit, dass ihm hässliche Schäden als glänzende Vorzüge erscheinen und er wohl spottend einem andern den Rath giebt sich mit Venus auszusöhnen, da sie mit einer so hässlichen Geliebten ihn quäle: der Arme! er schaut nicht auf sein eignes Uebel zurück, das ihn so schwer drückt; er denkt nicht daran, wie sich die Geliebte selbst mit widrig starken Gerüchen beräuchert, dass ihre Mägde weit fliehen und im Stillen über sie lachen. Käme er nur, wenn er so lange vor ihrer Thür geschmachtet, zu ihr hinein und begrüsste ihn nur Ein Lüftchen beim Eintritt, wie bald würde er einen schicklichen Vorwand suchen, um wieder zu gehen, wie sänke dahin die lang überlegte und tief aus dem Herzen geholte Klagerede und wie würde er sich selbst schelten, dass er einem solchen Geschöpf mehr Ehre gezollt als irgend einem Sterblichen zukommt. Oder fesselt ihn etwa bei den Frauen die besondere Geschicklichkeit und der feinere Kunstsinn, durch den sie eine grössere Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens hervorrufen? Wie sehr ist er doch im Irrthum! Der Mann ist viel gewandter und erfinderischer in aller

39) V, 1010—1016. IV, 1113—1136.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kunst; so hat z. B. Wolle zu spinnen die Natur weit früher die Männer als die Weiber gelehrt; aber die rohen Bebauer des Feldes dieser Thätigkeit sich schämend überliessen es bald weiblichen Händen und unterzogen sich selbst der härteren Arbeit.[40])

Da also Liebe und Ehe für den Mann so furchtbare Nachtheile bringen, so ist es für ihn nothwendig den Bildern der Liebe zu entfliehen, ihr jegliche Nahrung zu nehmen, den Sinn und das Verlangen nicht auf einen einzigen Gegenstand, sondern auf verschiedene zu richten und sich so vor sichrer Sorge und Schmerz zu bewahren; denn das Geschwür wächst und veraltet, indem er es nährt, von Tag zu Tag erhöht sich die Wuth und der Kummer davon lastet schwerer, wenn er nicht die alten Wunden durch neue Schläge betäubt oder die neu empfangenen durch ersten besten Liebesgenuss heilt oder sonst wohin die Begier seines Herzens ablenkt. Freilich kann man nicht leugnen, dass manche Liebe und Ehe auf einer solideren Basis beruht als dem blossen Sinnenreiz; denn zuweilen ist es bei dem Weib nicht trügerische Liebe, sondern herzliche Neigung, die sie ein Bündnis mit dem Mann eingehen lässt. Dazu kommt, dass die Gewohnheit die Liebenden fester verbindet, denn was öfter wenn auch nur leichte Schläge bekommt, wird doch in der Länge der Zeit zum Wanken und Fallen gebracht; sieht man doch Felsen vom niederfallenden Tropfen nach langem Zeitraum gehöhlt. Ja bisweilen wird ein Mädchen von weniger Schönheit nicht durch der Götter Gunst und die Pfeile der Venus geliebt, sondern sie selbst macht durch sittsames Wesen und Anstand, durch gefälliges Benehmen und sorgliche Pflege des Körpers, dass es dem Mann leicht wird mit ihr sein Leben zu theilen. Aber wie selten ist es der Fall! Und werden selbst in solcher Liebe nicht genug von den oben erwähnten traurigen Uebeln sich finden? Wozu also eine Bestimmte lieben und mit ihr ein lebenslängliches Bündnis schliessen? Wer die Liebe vermeidet, entbehrt deshalb den Genuss nicht, den Venus bescheert; nein er erhascht Vortheile, die nicht mit Strafe verknüpft sind. Denn sicherlich geniesst der Gesunde weit reineres Vergnügen als der Liebeskranke.[41])

Aber wenn wir auch die wilde Begier der Liebe mit ihrem grossen Gefolge von entsetzlichen Uebeln aus uns verbannt haben, so ist damit die Hydra unsrer Leidenschaften noch nicht ganz getödtet; nur Ein Kopf von ihr ist unschädlich gemacht, die anderen leben noch, die in unserm Innern nagen und die friedliche Ruhe unsrer Glückseligkeit zerfressen. Einer von ihnen, mächtig und stark, ist die Habsucht, die Gier nach Besitz, Reichthum und Schätzen. Mit grausamer Unerbittlichkeit hat diese unsere Ahnen gequält, mit derselben Unerbittlichkeit martert sie uns Enkel. Als jene, überdrüssig der Eicheln und des Lagers von Gras, nicht mehr die Kälte des Klimas ertragen konnten und Felle zur Kleidung des Körpers sich bereiteten, da erwachte auch der Neid und das Verlangen nach Besitz, dass, wer sie zuerst trug, sich dem Tod durch Meuchelmord aussetzte und zuletzt das Kleid, von Blut befleckt und zerrissen, wegwarf und zu keinem Gebrauch mehr verwenden konnte. Und wie damals die Felle, so peinigt jetzt das Gold und der Purpur das Leben der Menschen mit Sorgen und müht es im Krieg ab. Darum liegt auch auf uns um so grössere Schuld; denn jene Kinder der Erde, die bar waren jeglicher Kleidung, quälte der Frost; doch was schadet es uns, ob wir des Purpurgewandes entbehren, mit Gold und herrlichen Zeichen durchwirkt, wenn uns nur ein gewöhnliches zur Bedeckung bleibt? Die eiternde Wunde der Habsucht klafft, so lange die Menschen den Besitz kennen, blos der Gegenstand des gierigen Verlangens, der sie immer offen hält, ist mit der Zeit ein anderer geworden. Als die Menschen das Erz, Gold, Silber, Eisen und Blei entdeckt hatten, das feinere Metall des Goldes und Silbers aber der Behandlung, die sie mit Erfolg bei dem

40) IV, 1136—1148. 1152—1162. 1149—1150. 1166—1168. 1172—1176. V, 1352—1357. 41) IV, 1055—1064. 1184—1187. 1275—1279. 1270—1274. 1065—1068.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erz angewandt, widerstand, da wurde das Erz hochgeachtet und das Gold als unnütz verschmäht; jetzt ist das Erz verschmäht und das Gold zur grössten Ehre gelangt, von Tag zu Tag wird es mehr begehrt, es steht in hohem Ansehen und erfüllt die Menschen mit tiefer Bewunderung. Und doch, mit welchen Gefahren muss es der Erde erst abgerungen werden! Verderbliche Dünste entsteigen den Gängen und Schächten, in denen es gefunden wird, entstellen und bleichen das Antlitz der Arbeiter, untergraben ihre Lebenskraft und bereiten ihnen ein frühes Ende. Und wie vergiftet es erst die Seele der Menschen, wie entsittlicht es sie und treibt sie zu den entsetzlichsten Verbrechen! Tag und Nacht mühen sie sich darum ab in ununterbrochener Arbeit, in ungezügelter Begierde danach setzen sie sich über die Schranken des Rechts hinweg und suchen als Genossen und Diener schändlicher Thaten in rastlosem Ringen zum Gipfel des Glücks sich aufzuschwingen; durch Bürgerblut raffen sie Vermögen zusammen, verdoppeln ihren Reichthum, Mord auf Mord häufend, freuen sich gefühllos über den Tod des eigenen Bruders und hassen und fürchten den gemeinsamen Tisch der Blutsverwandten.[42])

Und wozu dies alles? Um eitle Güter des Lebens zu erlangen, die weder den Körper von Schmerz befreien noch der Seele den stillen Frieden der Glückseligkeit bringen können. Denn wahrlich nicht schneller weicht die Fieberhitze vom Körper, wenn man auf gestickten Teppichen von rothem Purpur sich umherwirft, als wenn man in gemeines Gewand gehüllt aufs Lager gebannt ist; und ebenso wenig zieht Furcht und Sorge vor dem Glanz des Goldes und dem prächtigen Schimmer des purpurnen Kleides sich scheu zurück. Trotzdem gilt Reichthum als das Höchste, nach dem alle ringen, als das Erhabenste, dem alle jegliche Ehre zollen. Welch Unterschied zwischen sonst und jetzt! Als die Menschen zufrieden mit dem, was die jugendliche Erde aus vollem Mutterschoss ihnen darbot, in freundlichem Verkehr mit der Natur und in herrlicher Einfachheit der Sitten ruhig dahinlebten, da stand äussere Gestalt und Stärke und geistige Vorzüge in hohem Ansehen; jetzt hat Gold und Reichthum die Stärke und Schönheit um ihr Ansehen gebracht, jetzt begiebt sich jeder, mag er auch mit Kraft und schönem Körper ausgestattet sein, in das Gefolge des Reicheren; die krankhafte Gier nach Reichthum quält die Menschen und verzehrt sie mit nichtigen Sorgen, sie regt die gewaltigen Wogen des Kriegs von Grund aus auf und treibt die unglücklichen Sterblichen hinaus auf das weite Meer, ungeachtet der Ruder, Mastbäume und Kiele gestrandeter Schiffe, die die Wogen an die Küsten der Länder schleudern, den Menschen zur Warnung des tückischen Meeres Gewalt und heimlicher Arglist klug auszuweichen und ihm nie zu vertrauen, wenn sie auch der geglättete Spiegel der Flut buhlerisch anlacht. Würden sie nach wahrer Vernunft ihr Leben führen, sie schätzten sich sehr reich, wenn bei gelassnem Gemüth sie mässig lebten, denn nie ist Mangel, wo wenig vonnöthen. Aber sie erkennen nicht den Zweck des Besitzes, sie halten Mangel und Nothdurft für getrennt von einem süssen und ruhigen Leben, ja gleichsam für die Schrecken im Vorhof des Todes. Wie schwer müssen die Unglücklichen diesen Irrthum büssen! Sie erwerben Tag und Nacht mit unsäglicher Mühe und freuen sich doch nicht des Erworbenen, sie schöpfen unaufhörlich und stillen doch nicht den Durst nach Besitz, sie suchen in eitlen Gütern Glückseligkeit des Lebens und können doch nicht den Wurm tödten, der ihr Gemüth durch Unruhe martert.[43])

Ja die Qual des Herzens wird schrecklicher, denn die eine Leidenschaft erzeugt immer die andere: zu der unmässigen Gier nach Besitz, Gold und Reichthum kommt das ungezügelte Verlangen nach Macht, Ehre und Ruhm. Ist dies Uebel etwa weniger verbreitet unter den Sterblichen? Schlägt es sie mit geringerer Blindheit als die anderen Leidenschaften? Sie streiten

---

42) V, 1013—1014. 1417—1427. 1271—1278. VI, 811—815. II, 12—13. III, 60—73. 43) II, 34—36. 51—52. V, 1110—1114. 1428—1433. II, 552—559. 1115—1117. 1430. III, 65—67.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um Ansehen und Würden und ringen Tag und Nacht in rastlosem Streben sich zum Gipfel der Macht und der Herrschaft zu erheben; berühmt und mächtig wollen sie werden, um auf sicherem Grund ihr Glück befestigt zu sehen und in der Güter Genuss ein Leben in Ruhe zu führen. Blicken sie hin auf Mächtigere als sie sind, so erfasst sie der Neid und mit vielem Seufzen rufen sie: „Nur der ist mächtig und auf den nur schauen alle, der in Glanz und Würden einhergeht; wir Armen aber, wir schleppen uns hin im Staub und im Dunkel.“ Wie berechtigt glauben sie zu diesen Klagen zu sein! Schmach, Verachtung und drückenden Mangel halten sie ja für die Schrecken im Vorhof des Todes und ein Leben ohne Ehre und Ruhm für furchtbarer als die finstern Reiche des Orcus. Daher mühen sie sich ab, Blut schwitzend, um durch die enge Bahn der Ehrsucht kämpfend zu dringen und durch keine Rücksicht lassen sie sich im rasenden Lauf ihres blinden Verlangens zügeln: sie überschreiten die Schranken des Rechts, werden Genossen und Diener des Verbrechens, häufen Mord auf Mord, freuen sich gefühllos über den Tod des Bruders, scheuen den Sitz am Tisch der Blutsverwandten, verletzen Scham und Gewissen, brechen die Bande der Freundschaft und freveln gegen die heiligsten Pflichten, indem sie Vaterland und geliebte Eltern verrathen.[44])

Doch mögen sie dies alles thun, wenn sie nur durch die endlich erlangte Macht auch die Glückseligkeit sich erwerben, dem Körper die Schmerzen nehmen, aus der Seele die Furcht vor den Göttern und die Angst vor dem Tod verbannen und so ihr Leben von jeglicher Sorge befreien können. Aber wie die Krankheit nicht schneller weicht, mag der Unglückliche auf gestickten Purpurdecken oder in gemeines Gewand gehüllt auf ärmlichem Lager sich wälzen, so scheut sich Furcht und stetige Sorge nicht vor dem Waffengetöse und grausen Geschossen, sondern gesellt sich kühn zu Königen und hohen Gewalthabern. Wenn vom schrecklichen Schlag des Blitzes entzündet die Erde erbebt und Donner am weiten Himmel dahinrollen, da ergreift selbst stolze Könige Entsetzen und Furcht vor den Göttern; und wenn die Gewalt des empörten Sturmes den Herrn der Flotte sammt seinen mächtigen Legionen und Elephanten auf den Fluten umherwirft, geht er da nicht mit Gelübden die Götter an und erfleht angstvoll die Ruhe des Sturmes und günstige Lüfte? Freilich vergebens! denn oft ergriffen von mächtigem Strudel wird er hingeschleudert zu den Furten des Todes: so zertritt die menschlichen Dinge eine gewisse verborgene Macht, die, spottend der herrlichen Fascen und der drohenden Beile, sie zu Boden zu werfen scheint. Gesetzt aber, diese verborgene Macht schone einmal die Hohen, so vermögen sie bei aller Gewalt, Ehre und Ruhm doch nicht dem gemeinsamen Geschick des Todes zu entgehen. Ancus der Gute starb und nach ihm andere Könige und mächtige Potentaten in Menge; Xerxes, der sich einst den Weg über das weite Meer bahnte und über die Tiefen Legionen führte, er schied dahin und enthauchte seine Seele aus sterbendem Körper. Alle die Stifter der Wissenschaften und Künste und die Genossen der Musen, sie ruhen in demselben Schlaf; starb doch selbst Epicur, der das Menschengeschlecht an Geist übertraf und alle auslöschte wie die aufgehende Sonne die Sterne.[45])

Eitel und zwecklos ist also dies Jagen nach Ruhm und Macht, dazu verbunden mit unsäglichen Gefahren. Hingerissen von blinder Gier, unverwandten Auges nur auf das Glück ihrer Einbildung schauend, verlieren die Ehrgeizigen die Freiheit des Geistes, schöpfen nur aus andrer Munde Rath und lassen sich mehr von fremder Rede als vom eigenen Gefühl bestimmen. Während sie wetteifernd ringen zum Gipfel der Ehre emporzuklimmen, machen sie sich selbst die Bahn gefahrvoll und manchen stürzt in das Grab das Streben nach Säulen und ruhmvollem

44) II, 11—13. V, 1118—1120. III, 75—77. 65—67. 41—42. VI, 1127—1128. III, 70—86. 45) II, 44—46. 34—36. 49—51. V, 1218—1233. III, 1022—1042.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Namen. Und haben sie doch endlich den Gipfel erreicht, schleudert sie wie ein Blitz oftmals der Neid hinab schmachvoll in des Tartarus Klüfte, weil ja vom Neid wie vom Blitzstrahl meist nur die Höhen dampfen und was vor anderem hervorragt. Die Geschichte des Menschengeschlechts liefert uns für diese Thatsache vielfache Beweise. Als z. B. Könige angefangen zu regieren und Heerden und Aecker einem jeden nach seiner Stärke, Gestalt und geistigen Vorzügen zugetheilt hatten, da erwachte in den Menschen bald der Ehrgeiz und bald waren die Könige ermordet; der Throne alte Herrlichkeit und der Scepter Stolz lag im Staube und des erhabenen Hauptes prächtige Zier betrauerte blutig unter den Füssen des Volks die glänzende Ehre: die Macht kehrte zur niedrigsten Hefe zurück, da jeder für sich die Herrschaft begehrte. Anders ist es auch jetzt nicht und es wird künftig nicht anders sein, als es ehemals war. O fühlten doch die Menschen, wie es weit besser ist in Ruhe zu gehorchen als nach des Reiches Herrschaft und Gewalt zu streben, sähen sie doch ein, dass, wie beim Beben der Erde die hohen Häuser am meisten, die mittleren mehr als die niederen und diese nur wenig schwanken, so auch die geheimnisvolle Macht des Geschickes und der Neid der Menschen meist nur die Grossen unter ihnen trifft! Aber den von krankhafter Leidenschaft Ergriffenen fehlt diese Einsicht; durch nichts lassen sie sich von ihrem unmässigen Streben abbringen und sie fürchten nicht die Träume von Königen, die im Schlaf Schlachten liefern, erobern, gefangen werden und Geschrei erheben, als wenn sie erdrosselt würden. Indem sie vom Volke Macht und Würden erstreben und beständig zurückgewiesen traurig davongehen, leben sie schon hier das Leben des Sisyphus, nicht erst im Orcus; denn wie dieser mit Stemmen und Stossen den Felsblock bergauf wälzt, um ihn, wenn er den Gipfel fast schon erreicht, immer wieder zur Ebene hinabrollen zu sehen, so fordern sie beständig ohne Erfolg die Herrschaft und erdulden dabei fortwährend die drückende Mühsal. Ach unselige Geister, verblendete Herzen der Menschen, in welch dunkler Nacht und unter welchen Gefahren wird dies Pünktchen von Leben verbracht! Welche Leidenschaften und Begierden, welch unersättliches Verlangen nach Liebe, welch unaufhörliches Rennen und Jagen nach Gütern, Macht und Würden! Und trotz aller Reichthümer, Ehre und herrlichen Kinder doch die Angst in der Brust und eitles Klagen und Bangen; ja gerade deswegen das Leben noch unsichrer und unruhiger als sonst, das Leben, das an und für sich schon erbärmlich genug ist, erbärmlich bei den frühern Geschlechtern, noch erbärmlicher bei dem jetzigen![46])

Verfolgen wir den Entwicklungsgang der Menschheit in seinen Hauptzügen und betrachten den Fortschritt der menschlichen Cultur von ihren kleinsten Anfängen bis zu den Errungenschaften unsrer Tage, wir werden ein Bild erhalten, das, zuerst schon dunkel gemalt, bei jedem weiteren Aufrollen immer düstere Farben zeigt. Als durch die zufälligen unendlichen Bewegungen und Vereinigungen der Atome ein Chaos entstanden und aus diesem durch Absonderung und Verbindung der gleichen Theile Erde und Aether, Sonne, Mond und Gestirne, Himmel und Meer, Berge und Thäler sich gebildet, als die Erde die Hügel und Ebenen mit schimmerndem Grün und Kräutern bedeckt und mancherlei Bäume hoch in die Lüfte erhoben, da erschuf sie aus ihrem Mutterschoss alle die Geschlechter der Menschen und Thiere.[47]) Rauherer Art waren die Menschen, wie es den aus rauher Erde Gebornen und auf Feldern Lebenden gebührt, innen ausgerüstet mit mächtigem Knochenbau und kräftigen Flechsen und Nerven und unempfindlich gegen Hitze und Kälte, ungewohnte Nahrung und andere Uebel des Körpers. So lebten sie viele Jahre dahin nach Art der wilden Thiere: keiner verstand mit dem Pflug die Aecker zu furchen oder das zarte Reis in den Schoss der Erde zu legen oder morsche Zweige

46) V, 1121—1122. III, 78. V, 1123—1133. 1106—1109. 1134—1140. VI, 575—576. IV, 1006—1007. III, 993—1000. II, 14—16. VI, 12—16. 47) V, 780—817.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von den Bäumen mit der Hippe zu schneiden. Was die Erde aus freien Stücken gebar, sie die jugendliche, die reichlicher spendete als jetzt, das nahmen sie als erwünschte Gaben: Quellen und Flüsse luden ein den Durst zu stillen, Wälder boten Eicheln und Erdbeeren in grosser Masse gegen den Hunger und waldige Grotten der Nymphen verhiessen ein herrliches Lager zur Ruhe. Denn sie kannten nicht den Gebrauch des Feuers; ebenso wenig verstanden sie aus Fellen Zelte zu schaffen und mit dem Raub der Thiere sich zu kleiden; gegen Wind und Wetter streckten sie die schmutzigen Glieder unter Gesträuch und in Höhlen der Berge. Für das gemeinsame Wohl sorgten sie nicht, wussten nichts von Sitte und Gesetz, sondern was der Zufall jedem als Raub gab, das nahm er hin, nur nach eigenem Trieb für sein Leben und sein Wohlsein besorgt. Auf die Stärke der Fäuste und die Schnelligkeit der Füsse vertrauend stellten sie mit Steinwürfen und Keulen den Thieren des Waldes nach und viele bezwangen sie, vor anderen aber verbargen sie sich. Und schon fesselte sie die Leidenschaft der Liebe zum Weib, das sie sich durch gegenseitige Neigung oder durch Gewalt in stürmischer Begierde oder durch Geschenke von Früchten erwarben. Dagegen war ihnen die Furcht vor den Naturereignissen fremd: nicht mit lautem Klagen und bang in der Finsternis umherschweifend suchten sie auf den Fluren den Tag und die Sonne, sondern ruhig und tief im Schlummer begraben warteten sie, bis die Sonne mit rosiger Fackel ihr Licht am Himmel emportrug; denn da sie von Kindheit auf an den steten Wechsel des Tags und der Nacht gewöhnt waren, so kam ihnen kein Staunen darüber oder Zweifel bei, dass einmal die Sonne ihr Licht verlieren und ewige Nacht die Erde decken könnte. Was sie mehr fürchteten war, dass reissende Thiere ihnen die Ruhe stören möchten; denn nicht selten mussten sie vor schäumenden Ebern und mächtigen Löwen aus den steinernen Höhlen entfliehen und voll Schrecken in stürmischer Nacht dahineilend ihren Ruheplatz grausamen Gästen überlassen. Und oft genug mussten sie trotzdem vom süssen Lebenslicht scheiden: viele wurden ergriffen von den reissenden Zähnen, ein lebendes Futter der wilden Thiere, und erfüllten mit Wehgeschrei die Berge und Wälder, wenn sie sich mit lebendigem Leib im lebenden Grab verschlossen sahen. Die aber durch die Flucht sich retteten mit angefressenem Körper, flehten dann, mit zitternden Händen die greulichen Wunden bedeckend, unter furchtbarem Geschrei zum Orcus hinab, bis sie, aller Hülfe beraubt und unkundig die Wunden zu heilen, zuletzt das grause Gewürm vom Leben erlöste.[48])

Später wurde durch Auffindung gewisser Bequemlichkeiten des Lebens und glückliche Benutzung bestimmter Naturereignisse ein grosser Schritt in der Cultur vorwärts gethan. Als die Menschen den Gebrauch des Feuers lernten, Hütten zu bauen anfingen und sich in Felle kleideten, als das Weib in ausschliesslicher Liebe eine züchtige Ehe schloss und herrlichen Nachwuchs aus sich entspriessen sah, da begannen die Menschen weichlicher zu werden, denn das Feuer machte frostige Körper, die die Kälte des Klimas nicht mehr ertragen konnten, Venus schwächte die Kräfte und der Kinder schmeichelndes Wesen beugte leicht den stolzen Sinn der Eltern. Die Nachbarn schlossen Freundschaftsbündnisse, um sich nicht mehr Leid und Schaden zuzufügen, und sie empfahlen Kinder und Weiber einander zum Schutz, indem sie durch Stimmen und Geberden stammelnd bekundeten, dass alle billiger Weise der Schwächeren sich erbarmen müssten. Und wenn auch noch nicht bei allen Eintracht herrschte, so hielt doch ein grosser Theil treu am Bündnis fest, sonst würden schon damals die Menschen sich aufgerieben und sich nicht von Geschlecht zu Geschlecht bis jetzt fortgepflanzt haben. Durch natürlichen Instinct entwickelten die Sterblichen bald die Sprache, indem die verschiedenen Laute, die ihre Natur sie zwang nach den verschiedenen Empfindungen auszustossen, allmählich zu Wörtern wurden

48) V, 922—996.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und dann des Nutzens wegen zur Benennung der Dinge dienten; aber auch Furcht stellte sich ein vor der umgebenden Natur und ihren gewaltigen Ereignissen und sie, verbunden mit der Unwissenheit, erzeugte den entsetzlichen Aberglauben und Schrecken vor den Göttern.[49])

Die Jahre gingen dahin; von Tag zu Tag wussten die, die vor anderen durch Geist und Erfindungsgabe hervorragten, durch mannichfache Neuerungen die frühere Lebensweise zu ändern; Könige begannen Städte zu gründen und Burgen zu bauen, sich selber zu Schutz und Wehr, sie vertheilten Aecker und Heerden und gaben einem jeden nach Stärke, Schönheit und geistigen Vorzügen. Aber der Ehrgeiz der Menschen stürzte sie wieder; der Throne alte Herrlichkeit lag im Staub, des erhabenen Hauptes prächtige Zier betrauerte blutig unter den Füssen des Volkes die glänzende Ehre und die Macht kehrte zur niedrigsten Hefe zurück, da jeder für sich die Herrschaft begehrte. Doch der Anarchie folgten geordnete Zustände: da der Zorn die meisten heftiger reizte, als es jetzt nach billigen Gesetzen gestattet ist, so wurde den Menschen bald verhasst ein Leben unter Gewalt zu führen, sie wurden überdrüssig der beständigen Fehden und verlangten nach Gesetzen. Daher wählten sie Bürgergewalten, stellten Gesetze auf und beugten sich freiwillig unter den Rechtszwang. Seitdem trübt die Furcht vor Strafen den Lebensgenuss, denn Gewalt und Unrecht umgarnt einen jeden und kehrt meistens auf das Haupt desjenigen zurück, von dem es ausgegangen; und nicht leicht führt der ein Leben in Ruhe, der die gemeinsamen Bande des Friedens durch Frevelthaten verletzt; denn wenn er auch Götter und Menschen täuscht, immer muss er fürchten, dass es doch noch ans Tageslicht komme, sei es, dass er seine Schandthat im Schlaf oder im Delirium der Krankheit ausplaudert[50])

Immer neue Entdeckungen wurden gemacht; man fand Gold, Silber, Erz, Blei und Eisen. Da aber Gold und Silber eine härtere Behandlung nicht ertrug, so wurde es verachtet gegenüber dem Erz, das man zu allen Zwecken verwenden konnte: mit ihm durchfurchte man den Acker, erregte die Fluten des Kriegs, schlug greuliche Wunden und raubte Vieh und Aecker, bis an seine Stelle das Eisen trat. Statt der Hände, Zähne, Nägel, Steine und Knüttel, wie in der ältesten Zeit, statt des Feuers und der ehernen Waffen in der folgenden, entschied jetzt das Eisen die Schlachten des zweifelhaften Kriegs. Aber die traurige Zwietracht erzeugte eins aus dem andern, was als Waffe im Kampfe sich furchtbar den Menschen erwies, und von Tag zu Tag mehrten sich die Schrecken des Kriegs. Bewaffnet auf das Ross sich zu schwingen, es mit Zügeln zu lenken und mit der Rechten zu streiten verstand man früher als mit dem Doppelgespann die Gefahren des Kampfes zu versuchen und eher schirrte man das Viergespann, als man den Sichelwagen gewaffnet bestieg. Bald lehrten die Punier Elephanten mit gethürmtem Leib die Wunden des Kriegs zu ertragen und die Schlachtreihen zu durchbrechen; Stiere und wüthende Eber gebrauchte man zum Dienst des Streites, sogar gewaltige Löwen mit bewaffneten Führern trieb man dem Feind entgegen. Freilich umsonst! erhitzt vom Morden stürzten die Bestien auf die Schaaren der Feinde und Freunde, packten den entgegen Kommenden von vorn, ergriffen den nichts Ahnenden von hinten und warfen sie nieder, in fester Umklammerung mit schrecklichen Bissen und scharfen Klauen auf sie einhauend. Es ist unbegreiflich, dass die Menschen nicht sahen, wie verderblich für beide Parteien dies war und welch schreckliches Unglück aus solchem Treiben erfolgte; aber es reizte sie hierzu wohl weniger die Hoffnung auf Sieg, als dass sie dem Feind, dem sie an Zahl und Waffen nachstanden, durch den eigenen Tod noch Unheil und Seufzen bereiteten.[51])

Aber auch auf den Gebieten der Industrie, Agricultur, Kunst und Wissenschaft wurde manches Neue gefunden. An die Stelle der Felle als Kleidung traten geflochtene Stoffe, um

---

49) V, 1009—1102. 50) V, 1103—1158. 51) 1239—1347.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dann seit Auffindung des Eisens von gewebten verdrängt zu werden. Wolle wurde gesponnen und zwar früher von Männern als von Frauen, bis jene es später weiblichen Händen überliessen und sich selbst der härteren Arbeit des Ackerbaues unterzogen. Denn da sie sahen, dass herbe Früchte durch emsige Wartung und sorgsame Behandlung sich milder im Boden erzeugten, so wandten sie sich zur Pflege des Ackers und suchten ihn mehr und mehr zu bebauen: täglich zwangen sie die Wälder sich weiter nach den Bergen zurückzuziehen und die niederen Fluren für den Feldbau zu räumen, um Wiesen, Teiche und Bäche, Saaten und fröhliche Reben auf Hügeln und Ebenen zu bekommen und dem bläulichen Oelbaum für seine zierlich gepflanzten Reihen Raum zu schaffen. Denn auch für Pflanzen und Veredeln der Bäume gab die schöpferische Natur zuerst das Vorbild und bald ging man daran auf Aeste Reiser zu pfropfen und junge Triebe auf den Feldern rings einzugraben. Früh schon ahmte man die helltönenden Stimmen der Vögel nach, bald verstand man auch entzückende Lieder mit Gesang zu begleiten; und hatte schon zeitig des Zephyrs Gesäusel im Rohr den Landmann gelehrt in hohle Halme zu blasen, so lernte man allmählich die schmelzenden Klagetöne erwecken, die die Flöte, erfunden im einsamen Hain, unter des Spielenden Finger ausströmen lässt. Durch Spiel, Gesang und Tanz vertrieb man sich die Zeit, wenn man wohlgesättigt in ländlicher Einfachheit die herrlichen Freuden der Natur geniessen wollte. Ueber dem Haupt den gewaltigen, drehbaren Tempel der Welt mit den lichtspendenden Gestirnen, erkannte man an Sonne und Mond, wie die Zeiten der Jahre sich drehen und wie alles nach bestimmtem Gesetz und Ordnung gelenkt wird. Und bald lebte man umschlossen von mächtigen Thürmen und bebaute das Land, das getheilt und gesondert war, bald blühte das Meer von segelumflatterten Schiffen, beschwornem Bündnis gemäss fand ein Volk an dem andern Hilfe, Dichter begannen die Heldenthaten der Nachwelt zu überliefern, nachdem nicht lange vorher die Schrift erfunden war, und unlängst erst fing man die Philosophie an, die das Wesen der Dinge und die Gründe der Erscheinungen erforscht. Schiffahrt, Agricultur, Städtebau, Gesetze, Waffen, Strassen, Kleidung und andere Bedürfnisse und was sonst zur Ergötzung des Lebens gehört, wie Poesie, Malerie und Sculptur, alles das lehrte und vervollkommnete Gebrauch und Erfahrung und unverdrossen vorwärts schreitendes Streben.[52])

Welch Leben der Menschheit! Wie trostlos in seinen Anfängen, wie elend in seinen Fortschritten! Hart von harter Erde erschaffen, haben die unglücklichen Sterblichen gelebt wie die wilden Thiere, von Eicheln sich nährend, in Höhlen gegen Unwetter Schutz suchend, fliehend vor den Angriffen reissender Bestien, oft erfasst von ihrem schrecklichen Rachen und, bar jeglicher Hilfe und unkundig der Heilmittel, den furchtbaren Wunden erliegend, ohne Sitte und Gesetz, nach dem Vorbild der Natur, in der alles sich bekämpft, in beständiger Fehde, nur angespornt vom Trieb der Selbsterhaltung und gereizt von blinder Sinnenbegierde. Und als Besitz und Ehe und des Feuers Gebrauch bekannt ist, da ergreift sie Habsucht und Ehrgeiz, Mord und Todtschlag folgt, Zwietracht schafft immer gefährlichere Waffen zum Streite. Ueberdruss am gewaltthätigen Leben erzeugt Gesetze und Furcht vor Strafe verbittert nun den Genuss des Lebens. Erfindungen werden gemacht und damit das unruhige Vorwärtsstreben hervorgerufen, das sich nie am Vorhandnen genügen lässt, damit das unersättliche Verlangen nach immer neuen Gütern und Genüssen den Sterblichen eingeimpft, die rastlos von Neuerung zu Neuerung eilen, ohne Befriedigung und Sättigung der sie aufreibenden Begierden. Und sind diese etwa durch die Errungenschaften der Jetztzeit gestillt? Bereiten alle die sichtbaren Fortschritte auf sämmtlichen Gebieten der Cultur uns Enkeln ein glücklicheres Leben, als unsere

52) V, 335. 1348—1455.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Voreltern genossen? Wurden früher Hände, Nägel, Arme, Steine und Knüttel im Kampf gebraucht, so lieferte die Auffindung des Erzes und Eisens bald furchtbarere Waffen und die Entwicklung der Industrie, in den Dienst der traurigen Zwietracht gestellt, mehrte und mehrt von Tag zu Tag die Schrecken des Kriegs. Das Bauen der goldhaltigen Metalle schwächt durch die giftigen Dünste die Kraft der Arbeiter und lässt sie eines frühzeitigen Todes sterben, die Poesie trübt die Klarheit der wissenschaftlichen Untersuchung und befestigt jene falschen Vorstellungen von den Göttern und den entsetzlichen Strafen im Jenseits, und die Musik in ihrer jetzigen Vervollkommnung gewährt uns kein grösseres Vergnügen als einst in ihren schwachen Anfängen den Erdentsprossenen des Waldes, die mit verzogner Lippe auf dem Rohr bliesen und ihre Stimme in einfachen Gesängen versuchten. Erlag mancher von den Früheren dem Mangel an Nahrung, so erdrückt uns der Ueberfluss, schenkte einst mancher in Unwissenheit sich selbst Gift ein, so weiss man es jetzt geschickt anderen zu reichen, ja fiel mancher ehemals den Bissen wilder Thiere zum Opfer, so bereitete doch nicht vielen Tausenden auf dem Schlachtfelde Ein Tag das grause Verderben und nicht zerschellten die stürmischen Wogen des Meeres Schiffe und Mannschaft an ragenden Klippen.[53])

Freilich sehen wir jetzt, wie bebaute Aecker vor den unbebauten den Vorzug haben, wie der Keim sich durch Fleiss bessert und sonst herbe Früchte durch emsige Pflege des Bodens milder werden; aber den früheren Menschen gab die jugendlich blühende Erde alles in reichlichem Mass von selbst: in ihren Wäldern spendete sie Eicheln und Erdbeeren, die man jetzt nur zur Herbstzeit sich röthen sieht, damals viel zahlreicher und grösser, auf den Fluren schuf sie aus eigener Kraft schimmernde Saaten und auf den Bergen fröhliche Reben und liess auf den fetten Weiden herrliche Zucht emporwachsen. Wie anders das Leben bei uns, nicht blos weil wir unzufrieden mit dem, woran sich unsere Voreltern genügen liessen, in massloser Begierde nach immer neuen Genüssen und Gütern verlangen, sondern auch weil die Erde mit der Zeit ihre Kraft verloren hat und durch das Alter ermattet nicht mehr das trägt, was sie ehemals trug: alle die herrlichen Gaben, die sie selbst einst lieferte, können wir jetzt nicht durch Fleiss und Mühe ihr abringen, wir ermatten die Kräfte der Stiere und des Landmanns und stumpfen, kaum den Gefilden genügend, den Pflug ab; so sparsam sind die Aecker mit den Keimen und lassen sie nur durch Arbeit wachsen. Der ergraute Pflüger schüttelt oft das Haupt und seufzt, dass seiner Hände Arbeit ohne Erfolg ist, und vergleicht er die vergangenen Zeiten mit den jetzigen, dann preist er der Väter Glück. Traurig über die alte und welke Rebe klagt der Winzer die Macht der Zeiten an, ermüdet den Himmel mit Bitten und erzählt immer und immer wieder, wie ehemals die Menschen bei beschränktem Besitz, aber voll von Frömmigkeit gemüthlich und sorglos dahinlebten.[54])

Wie alles zwar allmählich sich abzehrt und von Zeit und Alter ermattet dem Grab zueilt, so musste auch die Erde ihren ursprünglichen Zustand verändern und siech und schwach geworden für ihre Schöpferkraft ein Ende finden. Aber giebt sie dafür dem Menschen irgend welchen Ersatz? Bringt sie ihn jetzt stärker hervor und mit besseren Anlagen, damit er bei der verminderten Fruchtbarkeit der Erde und der geringeren Unterstützung durch die Natur durch eigne Kraft ein eben solches Leben sich verschaffen könne wie seine Voreltern? Gleich einem Schiffer, der von den wüthenden Wogen an den Strand geworfen, liegt der Mensch da am Boden, nackt und jeglicher Hilfe bedürftig, sobald ihn die Natur durch Wehen aus dem Mutterschoss an des Lichtes Bezirke hervorgegossen hat; mit traurigem Wimmern erfüllt er

53) V, 1281—1294. VI, 811—815. I, 102. II, 644. III, 130. V, 1403—1409. 986—1008. 54) I 208—209. V, 1366—1367. 934—941. II, 1157—1159. V, 818—834. II, 1160—1172,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Ort, wie es dem gebührt, dem im Leben noch so viele Uebel bevorstehen. Wie ganz anders wachsen doch die Heerden des Viehes und das Wild auf: nicht bedürfen sie der Kinderklappern, nicht der schmeichelnd lallenden Rede gütiger Ammen, nicht suchen sie den Wechsel der Kleidung nach den verschiedenen Jahreszeiten, ebenso wenig Waffen und hochragende Mauern, um das Ihre zu schützen, denn die Erde selbst und die Natur, die kunstreiche Bildnerin der Dinge, gewährt ihnen allen alles in reichlichem Mass. Während ein jedes von ihnen durch besondere Witterung zu der ihm bestimmten Nahrung geführt wird und vor widrigem Gift zurückschreckt, haben oftmals die Menschen in Unwissenheit sich selber Gift eingeschenkt und so sich den Tod bereitet. Unter unsäglichen Mühen müssen die Sterblichen jetzt ihren Unterhalt erwerben: den kleinen Rest der Erdoberfläche, den Wälder, Felsen, Seen, Sümpfe und Meer nicht decken oder glühende Hitze und starrer Frost nicht zur Einöde machen, müssen sie mit schwerem Pflug bearbeiten, um nicht Disteln und Dornen, sondern nahrungspendende Saaten wachsen zu sehen. Und steht schon alles in herrlicher Blüthe und verspricht eine reichliche Ernte, da vernichtet es ein Unwetter und zertrümmert die frohen Hoffnungen. Welche Gefahren bereitet ausserdem die Natur den Unglücklichen! Im Meer und auf dem Land nährt sie reissende Thiere, die grausam den Menschen angreifen, nicht selten tödtet der Blitz den, der immer in Unschuld gelebt hat, und schont die Verbrecher, gewaltige Erdbeben zerstören herrliche Städte und begraben die Bewohner unter ihren Trümmern, Krankheiten entstehen bei dem Wechsel der Jahreszeiten und Seuchen, die viele der Menschen dahinraffen, kurz Himmel und Erde ist voll genug des Bösen, aus dem eine Masse unermesslicher Leiden für den Körper hervorgeht. Aber auch die Seele ist schrecklichen Qualen unterworfen. Abgesehen davon, dass, wenn der Körper erkrankt, sie oft auch krank wird, härmt sie sich ab in Gedanken an die Zukunft, verzehrt sich durch Furcht und Sorgen und peinigt sich durch Gewissensbisse über frühere Vergehen. Und sind diese Qualen des Herzens und Gemüths bei uns geringer als bei den Voreltern? Sind die entsetzlichen Wunden des menschlichen Lebens, Furcht, Sorge, Leidenschaften und Begierden, jetzt kleiner als früher oder gar geschlossen? Ehemals kannte man keine Furcht vor der Natur und ihren gewaltigen Ereignissen, wir zittern und beben vor den Bewegungen der Himmelskörper, nichtige Furcht vor den Göttern drückt unser Leben nieder und vergebens suchen wir uns loszuwinden aus der Religion verschlungenen Knoten. Erzeugte einst das Kleid aus Thierfellen Neid und Mord, so martert uns jetzt das Gold und der Purpur mit Sorgen und ruft Feindschaft und Fehde hervor, und wurden einst nur körperliche Kraft, Schönheit und Vorzüge des Geistes hochgeschätzt, so glänzt jetzt nur Reichthum und Gold und schafft sich grosses Gefolge: täglich wächst das Verlangen danach, es treibt die Menschen hinaus auf das tückische Meer und regt die gewaltigen Wogen des Kriegs auf.[55])

c. Furcht vor dem Tod.

So quälen sich die armen Sterblichen beständig vergebens und verzehren sich in eitlen Sorgen und dies alles für ein Leben, das an sich schon erbärmlich genug durch ihr unseliges Treiben noch trostloser gemacht wird. Wohl fühlen die Unglücklichen diese drückende Last in ihrem Innern, aber woher sie rühre, können sie nicht erforschen, denn die Ursache liegt tiefer: es ist die Furcht vor dem Tod, die die unmässige Begierde zum Leben erzeugt. So

55) II, 1173—1174. V, 823—834. 218—234. IV, 682—684. V, 1007—1008. 200—217. 220. VI, 390—395. 588—590. 1088—1094. 663—664. III, 822—825. V, 971—979. 1421—1422.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nichtig sie ist, so allgemein verbreitet ist sie doch und so schrecklich in ihren Folgen. Sie trübt das Leben der Menschen von Grund aus, umdüstert alles durch die Farbe des Todes und vergönnt dem Gemüth niemals eine reine und ungestörte Freude. Sie verschont weder Hütte noch Palast: kühn gesellt sie sich zu Königen und hohen Gewalthabern, scheut nicht den Glanz des Goldes oder den herrlichen Schimmer des Purpurgewandes und flieht nicht vor Waffengetöse oder grausen Geschossen; ja magst du auf weiter Ebene deine Scharen ordnen, begierig die Bilder des Kampfs zu erwecken, oder auf hohem Meer deine mächtige Flotte weithin umherschweifen sehen, immer erfüllt dich diese Furcht mit Bangen im Herzen. Freilich behaupten manche, dass sie an ein Fortleben der Seele nicht glauben und dass sie ein ehrloses Leben und Krankheit für schrecklicher als den Tod halten; aber lediglich aus Prahlsucht: denn selbst wenn das grösste Unglück sie trifft, wenn sie aus dem Vaterland verbannt sind und, von jeder Schande gebrandmarkt, von Kummer und Sorgen niedergebeugt vor dem Anblick der Menschen sich flüchten müssen, suchen sie sich dennoch am Leben zu erhalten, bringen, wohin sie auch in ihrem Elend kommen, Todtenopfer, schlachten schwarze Thiere, weihen den unterirdischen Göttern Spenden und wenden in ihrem Unglück das Herz noch mehr zum Aberglauben nur aus Furcht vor dem Tod.[56])

Unter den verschiedensten Gestalten tritt diese bei den Menschen auf: hier in der sprudelnden Freude eines überschnellen Genusses äusserer Güter, dort in dem Jammern und Klagen über das bald durch den Tod gestörte Erdenglück. Die einen, die das Haupt mit Kränzen umwunden bei vollem Pokal sitzen, wollen durch den Gedanken an den Tod und an die schnelle Vergänglichkeit der irdischen Lust das Mahl würzen. „Kurz ist dieser Genuss für die Menschlein, rasch ist er fort und lässt sich nimmer zuückrufen", so sprechen sie, gleichsam als gäbe es für sie kein grösseres Unglück im Tod, als dass brennender Durst sie quäle oder ein Verlangen nach irgend etwas anderem sie plage. Die andern werden mit Trauer erfüllt und lassen sich zu schweren Anklagen gegen die Natur und ihr hartes Gesetz verleiten. „Bist du vom Tod dahingerafft, so empfängt dich nicht mehr dein freundliches Haus noch die theure Gattin, nicht mehr eilen dir die lieblichen Kinder entgegen Küsse zu rauben und dir das Herz mit ruhiger Wonne zu laben, nicht mehr kannst du herrliche Thaten verrichten und die Deinen beschützen; elendiglich nahm dir Elendem ein einziger Tag so viele Geschenke des Lebens." So klagen sie, aber vergessen hinzuzusetzen: „Doch quält dich auch kein Verlangen mehr nach allen diesen Dingen." Wenn sie dies nur richtig einsähen und den Lehren der Weisheit folgten, würden sie sich von der grossen Furcht und Angst losmachen. Freilich sie entgegnen: „Du zwar, wie du da liegst, auf dem Bett entschlummert, wirst auch für die Zukunft von allem schmerzenden Gram befreit sein, doch wir werden um dich, der du zu Asche geworden, an der schauerlichen Gruft unablässig weinen und kein Tag wird uns den unauflöslichen Kummer aus unserem Herzen verbannen." Aber was ist denn dabei so Bitteres, dass man in ewiger Trauer sich sollte verzehren, wenn zuletzt doch alles auf Ruhe und Schlummer hinausläuft? Und wenn nun die Natur selbst plötzlich die Stimme erhöbe und einen von uns mit diesen Worten tadelte: „Was ist dir, Sterblicher, dass du dich so sehr in Gram und Kummer abhärmst? Was klagst und weinst du über den Tod? Wenn dein bisheriges Leben dir ein angenehmes Geschenk war und wenn dir nicht alle Freuden wie durch ein leckes Gefäss dahingeflossen und ohne Genuss entschwunden sind, warum ziehst du dich nicht wie ein satter Gast aus dem Leben zurück und nimmst, o Thor, die sichere Ruhe mit Gleichmuth an? Ist dir aber alles, was du genossen, versiecht und das Leben verhasst, was willst du noch mehr hinzuthun, was doch nur wieder

56) V, 1428—1433. III, 1051—1054. 37—40. II, 40—52. III, 41—54.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verdirbt und ungenossen zu Grund geht, und warum machst du nicht lieber dem qualvollen Leben ein Ende? Denn ich weiss nicht, was ich sonst noch zu deinem Vergnügen ersinnen sollte: es ist immer eins und dasselbe. Wenn dir auch der Körper nicht kraftlos wird von den Jahren und die Glieder nicht in Mattigkeit dahinwelken, es bleibt doch immer dasselbe, magst du nun dein Leben durch Jahrhunderte erhalten oder überhaupt niemals dem Tod verfallen" — wenn mit solchen Worten die Natur uns angriffe, was könnten wir anderes antworten, als dass sie eine gegründete Anklage erhöbe und einen gerechten Prozess gegen uns führte? Und ist es gar ein Greis, der in Klagen über den Tod ausbricht, dann muss die Natur auf ihn losfahren: „Du welkst, nachdem du alle Geschenke des Lebens durchgekostet; aber weil du immer begehrtest, was dir fehlte, und verschmähtest, was da war, so ist dir dein Leben unreif und ohne Genuss entschwunden und nun steht dir der Tod zu Häupten, ehe du dir es versehen und gesättigt und voll von hinnen scheiden kannst. Doch nun lass dahinten, was für dein Alter nicht passt, und tritt es mit Gleichmuth Jüngeren ab: es muss so sein!" So würde die Natur mit Recht sagen, denn unerbittlich herrscht ihr Gesetz des ewigen Wechsels.[57])

Einem jeden Ding, das aus der zufälligen Vereinigung ewig dauernder Urstoffe sich gebildet, ist nach seiner Art von der Natur die Grenze des Wachsthums und Lebens gesetzt, jedem ist ein bestimmtes Zeitmass festgestellt, in dem es sich entwickelt, die Blüthe der Vollkommenheit erreicht und endlich entkräftet vom Alter dahinstirbt. Und ist diese Zeit erfüllt, so kehrt es zwar nicht in das Nichts zurück, aber es löst sich auf in die Körper des Urstoffes, aus denen die Natur Neues hervorbringt; denn wenn diese nicht alles, was sie geschaffen, wiederum gewaltsam in die kleinsten Theile auflöste, würde sie auch nichts Neues wiederum hervorrufen können. So erzeugt die Natur eins aus dem andern und lässt nur dann ein Ding entstehen, wenn der Tod ein anderes weggenommen. Ewig sind nur die Urstoffe und unwandelbar bei aller Veränderung, vergänglich alle entstandenen Dinge und keins vermag sich dem allumfassenden Tod zu entziehen. Daher werden einst die gewaltigen Mauern des Weltalls in Ruinen und Staub zerfallen und nicht ist dem Himmel, der Sonne und den tiefen Gewässern des Meeres die Pforte des Todes verschlossen; schon ist die Erde erschöpft und naht sich ihrer Auflösung: die in ihrer jugendlichen Blüthe ehemals Riesengestalten geboren, die von selbst alles in reichlicher Fülle dem Sterblichen dargeboten, sie bringt jetzt kaum noch kleine Geschöpfe hervor und lässt sich nur unter unsäglicher Mühe von den Menschen dürftige Nahrung abringen. Und so lange die Erde zeugungsfähig ist, muss sie alles, was sie aus mütterlichem Schoss geschaffen, wieder in sich zurücknehmen, um daraus Neues zu gestalten, sie, die Zeugerin aller Dinge, ist zugleich ihr gemeinsames Grab. So will es das zwingende Gesetz der Natur, dem selbst die Gottheit nicht gebieten kann: was anderes mehrt, erhält nach Verhältnis wieder Ersatz, das eine veraltet, das andere erblüht, um einem dritten Platz zu machen. Die Summe der Dinge wird immer erneut und was sterblich ist, lebt eins von dem andern: ein Volk steigt empor, ein anderes sinkt, in kurzer Zeit werden die Geschlechter der Menschen verändert und wie die Läufer reicht eins dem andern die Fackel des Lebens.[58])

Und wenn gewaltige Völker, wenn Himmel und Erde, ja das ganze Weltgebäude, in Verhältnis zu dem ein Himmel nur ein winziger Theil ist, kaum so gross als ein einziger Mensch vom Ganzen der Erde — wenn alles dies dem allwaltenden Gesetz ruhig gehorcht, da will der einzelne Mensch dagegen murren und klagen? Es muss ja das Alte vom Neuen verdrängt weichen und sich eins ans dem andern wieder erzeugen; immer ist Stoff nöthig zur Bildung neuer

---

57) III, 910—916. 892—909. 929—961. 58) I, 584—585. 561—564. 248—249. 628—634. 263—264. I, 1144—1145. V, 373—375. II, 1050—1074. 999. V, 259. 309—310. 257. II, 73—79.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geschlechter, die dann wieder, sobald sie ihr Leben vollendet, den vorangegangenen folgen. Und wie sich in das Leichengepränge das Wimmern des Kindes mischt, sobald es die Bezirke des Lichts erschaut, wie noch nie dem Tag die Nacht oder dieser das Morgenroth gefolgt, ohne dass man gehört hätte das bange Klagen mit Kindergeschrei vermischt, die Begleiter des Todes und des düsteren Leichenbegängnisses, kurz, wie alles Frühere fiel, wirst auch du, o Mensch, und das Künftige fallen, unaufhörlich wird eins aus dem andern entstehen, keiner erhält sein Leben zu eigen, alle nur zum Niessbrauch. Daher sind auch grosse Männer gestorben, mächtige Könige, gewaltige Kriegshelden, sinnreiche Erfinder in Kunst und Wissenschaft, ja selbst Epicur hat sein Leben lassen müssen, er, der alle Sterblichen an Geist übertraf — und du, Mensch, du zauderst noch immer und sträubst dich gegen den Tod, der du lebend und mit sehenden Augen beinahe schon todt bist, der du den grössten Theil der Zeit im Schlummer dahinbringst, im Wachen schnarchst und nie aufhörst Träume zu sehen? Weg also mit der unmässigen Begierde nach dem Leben! Weg mit der eitlen Furcht vor dem Tod! Fest ist die Grenze des Lebens den Sterblichen bestimmt, keiner vermag dem Tod zu entgehen, wir sterben alle.[59])

Wohl sollte man meinen, dass, wenn die Menschen dies unwandelbare Naturgesetz einmal richtig erkannt, sie nicht mehr vor dem Tod sich fürchteten; aber wenn bisher Unkenntnis des Gesetzes, so hindert sie noch Unkenntnis des Wesens des Todes dem ewigen Kreislauf sich ruhig zu fügen und lässt sie in nichtiger Angst vor eitlen Schreckensbildern erbeben. Sie sind der traurigen Ansicht, dass, wenn der Tod die Seele vom Körper geschieden, damit die Existenz des Menschen noch nicht vernichtet sei, sondern seine Seele an einem anderen Ort weiterlebe. Sie berufen sich dafür auf jene Bilderchen, die, von selbst entstanden und keinen wirklichen Körpern entsprechend, so wunderbar sich vereinigen, dass sie dem Menschen im Wachen und im Traum die Gestalten längst Dahingeschiedener vor Augen führen, gleichsam als könnten die Seelen dem Orcus wieder entfliehen und unter den Lebenden als Schatten umherflattern. Besondere Stellen der Erde, die durch ihre mephitischen Dünste alle lebenden Wesen zurückscheuchen und die trotzdem nahenden eines baldigen Todes sterben lassen, wie zu Cumae in Campanien, auf der Acropolis zu Athen und in Syrien, bezeichnen sie als avernische und glauben, dass dort die Seelen der Verstorbenen von den unterirdischen Göttern zu des Acheron Ufern hinabgeführt werden. Und mit welchen entsetzlichen Jammergestalten bevölkern sie den Orcus! Dort denken sie sich einen Tantalus, der vor dem in der Luft hangenden Stein in Beben erstarrt, und einen Tityus, der am Acheron ausgestreckt von gewaltigen Geiern unaufhörlich zerfleischt wird, dort einen Sisyphus, der mit unsäglicher Mühe den Stein bergauf wälzt, um ihn, fast am Ziel angelangt, vom Gipfel zur Ebene hinabrollen zu sehen, und jene blühenden Jungfrauen, die in durchlöchertes Gefäss beständig die Flut schöpfen, dorthin versetzen sie den Cerberus, die Furien und den schwarzen Tartarus, der aus seinen Schlünden schreckenerregende Glut aushaucht. Die Furcht vor diesem grässlichen Ort, die Angst vor den ewigen Strafen nach dem Tod, sie ist es, die die armen Sterblichen vor dem Tod noch erzittern lässt, selbst wenn sie sich dem Naturgesetz des beständigen Wechsels in Anerkennung seiner Nothwendigkeit mit Gleichmuth unterordnen. Wüssten sie bestimmt, dass es für sie im Tod ein sichres Ende aller Mühsal gäbe, leicht würden sie die Angst vor diesen von Dichtern ersonnenen Phantomen aus dem Herzen verbannen und dem Tod mit ruhigem Auge entgegensehen. Aber woher dieser thörichte Glaube an ein Weiterleben der Seele nach dem Tod und an die ewigen Strafen im Jenseits? Lediglich weil die Menschen das Wesen der Seele nicht kennen, weil sie nicht wissen,

59) VI, 650—652. III, 962—966. II, 576—580. III, 967—969. 1022—1046. 1074—1077.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ob sie mit dem Körper erzeugt oder nach der Geburt ihm eingeflösst, ob sie mit diesem zugleich im Tod vergeht oder das Dunkel des Orcus besucht. Und doch ist eine genaue Kenntnis ihrer Natur so wichtig! Denn es handelt sich nicht um den Zustand einer Stunde, sondern einer Ewigkeit, in welchem das ganze etwaige Leben des Menschen nach seinem Tod verbracht wird.[60])

Die Seele ist vom Menschen ein Theil, gerade wie die Hand und der Fuss. Man muss bei ihr unterscheiden die Seele im engeren Sinn und den Geist; jene ist durch den ganzen Körper verbreitet, dieser hat seinen Sitz in der Mitte der Brust und beherrscht die Seele und den Körper. Aber beide sind körperlicher Natur, denn sie theilen nicht nur alle Empfindungen mit dem Körper, sondern lenken und regieren auch letzteren und dies kann nicht ohne Berührung, die Berührung aber nicht ohne Körper geschehen. Wenn nun auch der Geist die Bande des Lebens inniger zusammenhält als die Seele, wenn er auch bleibt bei verstümmeltem Körper und heiter und gesund sein kann bei kranker Seele, so sind doch Seele und Geist so eng miteinander verknüpft, dass, wenn der Körper zerfällt, beide zugleich vollständig zerstört werden. Fassen wir daher beide wieder unter den gemeinsamen Namen Seele zusammen. Ganz ist diese vom Körper umfangen, ist seine Schützerin und Erhalterin und beide hängen an Einer Wurzel fest zusammen, so dass sie nicht ohne Verderben von einander getrennt werden können; denn schon in ihren Ursprungsstoffen genau mit einander verwoben, sind sie von Anfang an mit gemeinsamem Leben begabt und keins scheint ohne das andere für sich Kraft entwickeln zu können. Zerfällt daher der Körper, der gleichsam das Gefäss der Seele ist, so kann sich diese in ihren feinen und winzigen Stoffen nicht zusammenhalten, sondern verdunstet und löst sich in die uranfänglichen Stoffe auf. Aber auch der Körper kann sich niemals allein bilden oder wachsen, noch vermag er sich nach dem Tod zu erhalten, sondern geht, wenn ihn die Seele verlassen, in Fäulnis über. So besteht zwischen Körper und Seele die innigste Wechselbeziehung: die Seele wird mit dem Körper gezeugt, sie wächst mit ihm zugleich und altert mit ihm; ist jener krank und erduldet er Schmerzen, so zeigt auch sie Sorgen und Trauer, ja verfällt in Wahnsinn und kann wie jener oftmals durch Arzenei geheilt werden; deutliche Zeichen dafür, dass die Seele sterblich ist und der Tod sie so gut trifft wie den Körper. Und noch manches liesse sich anführen, was gegen die Unsterblichkeit der Seele spricht.

Wenn also die Seele mit dem Körper erzeugt und vernichtet wird, wenn der Körper, sobald jene entschwunden, verwest und die Seele, sobald sie die Hülle des Körpers verlassen, zu den ursprünglichen Stoffen zurückkehrt, so ist klar, dass der Tod nichts ist und uns gar nichts angeht. Wie wir also in früherer Zeit kein Ungemach empfanden, als die Punier mit den Römern um die Herrschaft stritten, ebenso wird, wenn wir nicht mehr sind, wenn Leib und Seele, durch deren Gemeinschaft wir einzig bestehen, sich von einander getrennt haben, uns nichts mehr treffen können, selbst wenn Himmel und Erde und Meer sich mischten, da wir dann nicht mehr sind. Fände sich aber auch noch Gefühl in unserm Körper, nachdem sich von ihm die Seele geschieden, so geht es uns doch nichts an, die wir nur durch die Vereinigung des Körpers und der Seele bestehen; und sammelte die Zeit nach unserm Tod den Stoff und brächte ihn wieder in die jetzige Lage und würde uns aufs neue das Licht des Lebens geschenkt, so würde uns auch dies nicht im geringsten betreffen, da ja einmal die Erinnerung an uns unterbrochen ist. Also wie es uns jetzt nicht kümmert, wie wir ehemals waren, ebenso wenig brauchen wir uns jetzt Sorgen zu machen, wie wir einst sein werden. Wenn uns Noth und Elend in der Zukunft begegnen sollen, so müssen wir selbst zu der Zeit dasein, wo sie

60) IV, 29—41. VI, 738—768. III, 976—1010. I, 107—111. I, 112—115. III, 1070—1073.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

uns treffen können; da aber der Tod uns verhindert dazusein, um die Uebel zu erleiden, so ist klar, dass im Tod für uns nichts zu befürchten ist, denn elend können die nicht werden, die nicht sind, und dass es überhaupt für uns gleichgültig ist, ob wir niemals vorher geboren wurden, da uns der unsterbliche Tod das sterbliche Leben genommen hat. Kurz, mag man sich den Körper und die Seele in ihrer Getrenntheit nach dem Tod vorstellen, wie man will, der Tod vernichtet unsere jetzige Persönlichkeit, wir können also nach dem Tod nichts mehr erleiden.

Was sollen demnach alle jene Schreckensgestalten des Orcus, von denen die Dichter gesungen und vor denen die Menschen erbeben, aus Furcht ähnliche Strafen wie jene zu erdulden? Was man von dem Acheron vorbringt, das ist alles bei uns im Leben vorhanden: Tantalus ist der Abergläubische, der den Zorn der Götter beständig fürchtet, Tityus der Verliebte, dessen Herz von schändlicher Gier verzehrt wird, und Sisyphus der Ehrgeizige, der ohne Erfolg um hohe Aemter und Herrschaft sich abmüht; schon im gegenwärtigen Leben sind furchtbare Strafen für Frevelthaten: Kerker, grässlicher Sturz vom Felsen, Ruthen, Henker, Folter und Pech, glühendes Eisen und Fackeln. Und sind diese noch fern, so wendet doch das böse Gewissen schon vorfürchtend Stachel und Geissel an und sieht dabei nicht ein, wo die Grenze den Uebeln gesetzt sein und die Strafe dereinst ihr Ende erreichen könne, es fürchtet vielmehr, dass diese im Tod noch schwerer werde: so ist das Leben im Orcus das gegenwärtige Leben der Thoren. Aber die Menschen begreifen nicht, dass mit dem Tod alles aus ist; daher die vielen Klagen über ihn. Der eine ist in Trauer, dass, wenn er dahingeschieden, er nicht mehr seine Gattin und Kinder sehen könne und bedenkt nicht, dass er nach dem Tod auch durchaus kein Verlangen danach hat; der andere jammert darüber, dass sein Leichnam einst in der Gruft verfaule oder von den Flammen verzehrt oder von wilden Thieren zerrissen werde, bloss weil er sich von dem todten Körper nicht hinlänglich zu trennen vermag und sich einbildet, jener sei er; ein dritter betäubt seinen Schmerz durch raschen Genuss der Gegenwart, gleichsam als gäbe es für ihn im Tod kein grösseres Unglück, als dass heisses Verlangen nach den Freuden des vergangenen Lebens ihn verzehre. Und doch, wie wir schon im Schlaf nie unser Leben vermissen, so hat der Tod noch weniger Bezug auf uns, wenn das weniger heisst, was wir als durchaus nichts erkennen; denn noch nie ist einer wieder erwacht, wenn ihn einmal die frostige Pause des Lebens erreicht hat. Und vor dieser Pause sollten wir bangen? Was kann uns denn ein längeres Leben bieten? Wir drehen uns und bleiben doch immer an demselben Ort und kein neues Vergnügen entspringt aus dem längeren Leben; ferner werden selbst bei dem längsten Leben nie unsere Wünsche befriedigt, denn immer erscheint uns das, wonach uns lüstet, als das beste, so lange es fehlt; doch ist es erlangt, so lüstet uns wieder nach anderem: und so hält immer ein ähnlicher Durst nach Leben uns lechzend, immer sind wir im Zweifel, welches Geschick der künftige Tag herführe, was der Zufall bringe und wie sich der Ausgang gestalte. Endlich nehmen wir durch längeres Leben dem Tod nichts von seiner Dauer; denn mögen wir Jahrhunderte im Leben zubringen, der Tod wird trotzdem für uns ein ewiger sein und nicht weniger lange wird einst der im Tod geborgen liegen, der des Lebens Ziel mit dem heutigen Tag erreicht hat als jener, der schon viele Monde und Jahre zuvor gestorben ist. Keinen Vortheil also bringt uns ein längeres Leben, wohl aber der Tod. Blicken wir zurück: die ganze ewige Zeit, die vergangen, ehe wir geboren, kümmert uns nicht; diese hält uns die Natur als den Spiegel jener künftigen Zeit vor, die nach unserem Tod kommt. Zeigt sich darin etwas Schreckliches oder Trauriges? Ist es nicht sicherer dort als in jeglichem Schlaf? Das ganze Leben des Menschen wird in Gefahren und Sorgen verlebt, im Tod hat alles Elend ein Ende.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und gehen auch in diesem Leben nicht alle Freuden ungenossen dahin wie durch ein leckes Gefäss, beständige Ruhe gewährt nur der Tod.[61])

Und trotzdem bei den Menschen solche Furcht vor dem Tod! In den Qualen nichtiger Angst zermartern sie ihr Herz, gleich Trunkenen taumeln sie umher in allerlei Sorgen und treiben dahin auf schwankender Woge des irrenden Geistes. Wohl suchen sie sich dieser Furcht zu entledigen: sie eilen hierhin und dorthin, greifen bald zu dieser bald zu jener Thätigkeit, aber vergeblich ist aller Wechsel des Orts und alle Zerstreuung, denn die Furcht sitzt tief in ihrem Innern und sich selbst können sie doch nicht entfliehen. Diese Furcht ist es, die die unmässige Begierde zum Leben erzeugt und damit alle Laster und Verbrechen. Aus krankhafter Liebe zum Leben und Furcht vor dem Tod vergassen einst in Athen bei der Pest die Menschen alle Pflichten gegen ihre Nächsten und liessen in kaltem Egoismus viele aus Mangel an Hilfe dahinsterben. Und wenn jetzt die blinde Habsucht und unmässige Ehrbegierde die Sterblichen treibt über alle Schranken des Rechts sich hinwegzusetzen, die Bande der Freundschaft zu zerreissen, Vaterland und theure Eltern zn verrathen, so ist es wieder die Furcht vor dem Tod, die alle schrecklichen Wunden des Lebens nährt. Sie ist es, die ehemals viele Einwohner in Athen gedrängt hat die von der Pest befallenen Glieder sich abzuschneiden, nur um das elende Leben zu fristen, und sie ist es wieder, die oft die Menschen mit Abscheu vor dem Leben erfüllt, dass sie mit traurigem Herzen sich selbst den Tod geben, uneingedenk dass die Furcht vor dem Tod die Quelle ihres Kummers ist.[62])

II. Der Weg zum glückseligen Leben und das Ideal desselben.

Fassen wir die einzelnen Bilder, auf denen wir das Streben und Ringen der Menschheit nach den verschiednen Seiten geschaut, zu einem grossen Gesammtbild zusammen; wenn auch nur mit wenigen Strichen gezeichnet, wird es uns doch das innerste Wesen und den Kern des Lebens der Sterblichen in voller Wahrheit und Treue erkennen lassen. Gefesselt liegen alle in den Banden der Religion und mühen sich vergeblich ab aus ihren verschlungenen Knoten sich zu lösen; denn Furcht und Unwissenheit hat einst bei unseren Voreltern den Götterglauben geschaffen und Furcht und Unwissenheit hindert uns Enkel ihn, das traurige Erbe, aus unserem Herzen zu reissen. Daher sieht man hier einen, der mit angsterfüllter Brust zum Firmament aufschaut und in seinem Innern Gelübde an Gelübde reiht, um die mächtigen Schöpfer des Weltalls sich gnädig zu stimmen, dort einen andern, der mit seinen stattlichen Schiffen und schrecklichen Kriegsmacht durch des Sturmes Gewalt auf weitem Meer umhergeschleudert flehentlich zu den Göttern die Hände erhebt und vergebens um günstige Lüfte und Rettung bittet, dort einen dritten, der, sonst gewaltig und stolz und ohne Scheu vor jeglichem Frevel, bei dem Zucken des Blitzes und dem Rollen des Donners von bleichem Schrecken ergriffen mit wankenden Knien dem Moment entgegensieht, wo die Götter, die gestrengen Herren der Natur, ihn für seine Schandthaten mit strafendem Feuerstrahl die Brust durchbohren. Doch dazwischen |Ge-

61) III, 976—1021. 868—928. 1078—1092. 970—975. II, 15—16. III, 933—937. 62) III, 1047—1067. VI, 1236—1239. III, 59—86. VI, 1203—1207. III, 79—82.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stalten, die von dem schwer lastenden Joch der Religion nichts zu fühlen scheinen, so ungestüm sind ihre Bewegungen, so eilig ihr Rennen und Jagen: die entsetzlichen Leidenschaften der Liebe, der Habsucht und des Ehrgeizes haben in ihren Herzen die Furcht vor den Göttern betäubt, aber nur um mit grösseren Qualen ihr Inneres zu plagen und die Unglücklichen von einem Ort zum andern rastlos vorwärts zu treiben. Der eine von ihnen wird von den Geiern der Liebe zerfressen; die Kräfte des Körpers sind verzehrt, sein Geist hat alle Freiheit und Spannkraft verloren, was seine Väter mit Schweiss erworben, ist längst dahin, sein guter Name und Ruf untergraben, sein Gewissen wird gemartert von Reue über sein nichtiges Leben und trotzdem stürzt der Unglückliche immer wieder hin zu dem Gegenstand, der ihm die schreckliche Wunde im Herzen geschlagen. Dort ein gewaltiger Knäuel von Menschen in unruhigem Hin- und Herwogen: sie alle wollen Gold und Reichthum erwerben, um ihr Leben auf sicherem Grund zu gründen und ihre Tage in sorglosem Genuss zu verbringen. Doch wie vergeblich! Haben sie Güter erlangt, so treibt sie die unmässige Begierde immer neue zusammenzuraffen und immer wieder beginnt ihr Ringen, kein Genuss gewährt ihnen Befriedigung, kein Besitz kann ihre Leidenschaft stillen und sie sehen sich plötzlich am Ende eines Lebens, in dem alle Freuden wie durch ein leckes Gefäss ungenossen dahingeschwunden sind. Man blicke auf jene Arbeiter, die mit bleichem Antlitz und gebrochener Lebenskraft tief unten in den Schächten der Erde gierig nach Gold suchen, um den verderblichen Dünsten der Goldadern zum frühen Opfer zu fallen, oder auf jenen Handelsherrn, der auf segelumflattertem Schiff fernen Ländern zusteuert, um Schätze zu erwerben, nicht achtend der Kiele und Masten gestrandeter Fahrzeuge, die die wogende Flut an das Ufer geworfen zur Warnung der Menschen, und endlich auf jenen siechen Unglücklichen, der einst, von unersättlicher Gier nach Gütern erfasst, alle Schranken des Rechts umstürzte, Mord auf Mord häufte, Vaterland und geliebte Eltern verrieth und nun, von der rächenden Strafe getroffen, auf fremdem Boden mit jeglicher Schande gebrandmarkt sein erbärmliches Leben dahinschleppt, scheu fliehend vor dem Anblick der Menschen. Doch wer sind die in der Mitte des Bildes, die von Blut schwitzend in rastlosem Ringen zum hohen Gipfel des steilen Berges emporklimmen? Oben winkt Ansehen und Macht und Herrschaft und rühmliche Aemter: diese wollen sie erreichen, von ungezügeltem Ehrgeiz getrieben. Und wie viele gelangen zum Ziel? Die einen, von mächtiger Hand zurückgedrängt, gehen traurig davon, um von neuem das Steigen zu versuchen und von neuem abgewiesen zu werden; die anderen, schon auf der Mitte der Bahn, verlieren die Kraft, sie gleiten und rollen hinunter zum frühen Verderben im nichtigen Streben nach Ehre und Ruhm; nur wenige haben die Höhe gewonnen, sie sind im Besitz des lang Ersehnten, da trifft sie der Neid wie ein Blitzstrahl und sie stürzen hinab schmachvoll in des Tartarus Klüfte. Und welch düsterer Schein lagert über dem ganzen Gemälde! Es ist die Furcht vor des Acheron Schrecken, die alles mit der Farbe des Todes beschwärzt und keinen der unglücklichen Sterblichen eine reine und ungestörte Freude vergönnt. Daher hier ein rüstiger Mann, der im Hinblick auf die Gattin und geliebten Kinder von Wehmuth erfüllt ist, dass er einmal aus der Mitte der theuren Unterpfänder durch den Tod für immer abgerufen wird, dort ein welker Greis, der trotz seines Alters und verfehlten Lebens, in dem er vor unersättlicher Begierde alle Vergnügungen ungenossen hat entschwinden lassen, sich doch gegen den nahenden Tod sträubt und durchaus nicht einem Jüngeren seinen Platz einräumen will, hier endlich ein Reicher, der rastlos von Ort zu Ort, von Zerstreuung zu Zerstreuung eilt, aber die Angst vor den furchtbaren Strafen im Orcus aus seinem Herzen zu bannen vergeblich sich abmüht.

Entsetzliches Bild des menschlichen Lebens, aber wahrheitsgetreu! Alle ringen nach der Glückseligkeit, doch Götterglaube, Begierden und Furcht vor dem Tod sind unübersteigliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hindernisse. Aber wie werden diese weichen? Nicht vor den Strahlen der Sonne und den leuchtenden Pfeilen des Tages, sondern vor dem Anschauen und der Erkenntnis der Natur.[63]) Denn diese zeigt uns, wie das Weltall nicht von berechnender Götterhand geschaffen, sondern das natürliche Product von mannichfachen zufälligen Verbindungen der ewigen Urstoffe ist, wie die Natur nicht von der willkürlichen Laune gestrenger Gebieter abhängt, sondern nach eigenen unabänderlichen Gesetzen wirkt und in allen Einzelerscheinungen rein natürliche Ursachen walten lässt, kurz sie beseitigt den unsinnigen Glauben an eine göttliche Schöpfung, Regierung und Vorsehung und lehrt uns die Unsterblichen als Wesen kennen, die auf ihren heiligen Sitzen im heiteren, lichterfüllten Aether unbekümmert um das Leben und Treiben der Menschen ungestörte Ruhe geniessen. Ferner weist sie den beständigen Wechsel von Vergehen und Entstehen in der Natur als ein nothwendiges Gesetz nach, legt das Wesen der Seele dar, begründet, dass im Tod alles aus ist und ewige Ruhe für den Menschen eintritt und beseitigt so die Furcht vor dem Sterben und den künftigen Strafen im Acheron. Endlich gewährt sie uns eine wahre Einsicht in unser eigenes Wesen und die Bedürfnisse, die unsere Natur mit Recht fordert, und deckt so die Thorheit und Gefährlichkeit unsrer unmässigen Begierden auf: sie zeigt uns, welche schlimmen Uebel die leidenschaftliche Liebe und Ehe für Körper, Geist und Vermögen fast immer im Gefolge haben, wie die Menschheit, je weiter sie sich entwickelt hat, immer mehr von krankhafter Gier nach Reichthum und Schätzen ergriffen ist, obgleich alle äusseren Güter weder dem Körper noch dem Geist irgend welchen Vortheil bringen, wohl aber ihr Erwerb und Besitz dem Gemüth den stillen Frieden raubt, wie das unersättliche Streben nach Ehre, Macht und Ruhm das Leben, statt es auf festem Grund zu gründen, nur unsicher und schwankend macht, und wie es viel vortheilhafter ist in Ruhe zu gehorchen als nach des Reiches Herrschaft zu verlangen.

Erkennen wir so die Leidenschaften als thöricht und gefährlich, so giebt uns die Einsicht in die Natur auch ein Mittel an die Hand jene vollständig aus unserem Herzen zu verbannen, denn sie weist uns hin auf die Macht unseres Geistes und die Freiheit unseres Willens. Freilich liegen die Keime aller unsrer Leidenschaften und Triebe in der eigenthümlichen Zusammensetzung unsrer Seele und wir alle sind somit durch die uns angeborene Natur mehr oder weniger beschränkt. Denn unsere Seele ist aus vier verschiedenen Elementen gemischt, aus Wärme, kühler Luft, gemässigtem Hauch und einem vierten namenlosen, das aus den feinsten, beweglichsten Urstoffen bestehend alle Wahrnehmung vermittelt. Wärme herrscht im Geist, wenn er in Zorn aufbraust und Glut aus den feurigen Augen blitzt, die kühle Luft ist Begleiterin der Furcht, die Schrecken im Körper erregt und die Glieder erschüttert, und der gemässigte Hauch schafft den ruhigen Zustand, wo Frieden im Herzen waltet und Heiterkeit auf dem Antlitz lagert. Das Ueberwiegen des einen oder andern Elementes muss verschiedene Temperamente, verschiedene Leidenschaften und Begierden bei den Menschen hervorrufen; daher ist der eine zu sehr geneigt in wallenden Zorn zu gerathen, der andere lässt sich zu leicht von Furcht ergreifen, der dritte nimmt dies und jenes gelassener hin, als er vielleicht sollte und so müssen noch bei anderen Dingen der Menschen Natur und die daraus folgenden Sitten verschieden sich zeigen. Und wenn auch manchen Unterweisung gebildeter macht, so bleiben doch einem jeden jene ersten Spuren der ihm eigenen Natur und vergeblich wird er sich bemühen das Uebel mit der Wurzel herauszureissen. Aber weil wir in unserer Seele jene vierte namenlose Kraft finden, die als „Element der Besonnenheit und Vernünftigkeit" gleichsam die Seele der ganzen Seele ist und den Körper vollständig beherrscht, so kann man behaupten, dass die von Natur uns anhaftenden Spuren, die die Vernunft nicht könnte beseitigen, so klein sind, dass nichts uns

63) III, 92—93.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hindert ein Leben, würdig der Götter, zu führen. Denn diese geistige Kraft, obwohl selbst materieller Natur, folgt doch in der Bewegung ihrer Atome nicht unbedingt dem Gesetz der Schwere, wirkt nicht in der Weise der unabänderlichen Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung, sondern bethätigt sich nach eigener Willkür und Selbstbestimmung. Es beruht dies darauf, dass die Atome bei ihrem Niederfallen durch eigenes Gewicht zu einer unbestimmten Zeit und an einem unbestimmten Ort ein wenig von der senkrechten Bahn abweichen; wenn sie dies nicht thäten und wenn nicht schon die Urstoffe in sich hätten ein gewisses Princip der Abweichung, was die Bande des Schicksals zerreisst, damit sich nicht unaufhörlich Folge an Folge reiht, woher käme in der Welt der freie Wille bei den lebenden Wesen, der dem Schicksal entrissene Wille, durch den wir dahin gehen, wohin uns gerade die Neigung treibt, und von der Richtung abweichen nicht zu bestimmter Zeit und an bestimmtem Ort, sondern wo es gerade der Sinn will? Denn ohne Zweifel giebt einem jeden sein eigner Wille hierzu den Anstoss und von da pflanzt sich die Bewegung durch die Glieder fort. Wenn wir daher auch oft durch eine äussere Kraft getrieben und wider Willen zum Fortgang genöthigt, ja kopfüber fortgerissen werden, so ist doch etwas in unsrer Brust, was dagegen zu kämpfen und Widerstand zu leisten vermag und unter dessen Befehl die Masse des Stoffs in den Gliedern sich beugen muss, niedergeworfen, gezügelt und zur Ruhe gebracht wird. Dieser freie Wille aber wird ausgeübt eben von jenem vierten namenlosen Element der Seele, jener beweglichen Kraft, die aus sich selbst den anderen Elementen den Anfang der Bewegung ertheilt und allein verhindert, dass der Geist bei allen Handlungen einen inneren Zwang fühlt und gleichsam gefesselt diesen ertragen und leiden muss. Auf diese Macht in unsrer Brust weist uns aber das Anschauen der Natur und die Einsicht hin und reicht uns so das Mittel alle die gefährlichen Begierden und Neigungen, die uns von einem glückseligen Leben fernhalten, mit Erfolg zu bekämpfen.[64])

Aber sie gewährt noch mehr: indem sie uns unser innerstes Wesen kennen lehrt, zeigt sie, worin die unsrer Natur entsprechende Glückseligkeit besteht, nämlich darin, dass wir, frei von Schmerzen des Körpers, heiteren Sinnes des Geistes geniessen ohne jegliche Furcht und Sorge. Dieser ungetrübten Ruhe des Geistes, die fern ist von aller thörichten Begierde nach Reichthum, Ehre und Macht, die sich selbst genügt ohne äussere Güter und keine Furcht vor den Göttern und dem Tod kennt, müssen wir nachgehen, wenn wir als Sterbliche ein Leben, würdig der Götter, führen wollen. Denn ist es schon süsser Genuss, wenn auf dem grossen Meer Stürme die Wogen hoch aufregen, vom Land aus die entsetzliche Noth anderer zu sehen oder, während man selbst von der Gefahr verschont ist, auf die gewaltigen Kämpfe des Krieges in geordneter Feldschlacht zu blicken, nicht weil es Vergnügen gewährt, wenn ein anderer in Gefahr ist, sondern weil es angenehm ist zu sehen, von welchem Unglück man selbst frei ist, so ist doch nichts süsser, als die herrlich gegründeten, heiteren Tempel, erbaut durch die Lehre der Weisen, zur Wohnung zu haben und von dort auf die anderen herabzuschauen und zu sehen, wie sie im Irrthum umherschweifen, immer den Weg des Lebens suchen und verfehlen, um Geist und Ansehen sich streiten und Tag und Nacht in ununterbrochener Arbeit sich anstrengen zum Gipfel der Macht und der Herrschaft sich zu erheben.[65])

Mit diesem Frieden im Herzen, der fern bleibt von dem unbesonnenen Treiben der Menschen und lediglich auf die klare Einsicht in unser Wesen gegründet ist, werden wir auch die Bedürfnisse erkennen, deren Erfüllung unser Körper mit Recht von uns fordert. Und wahrlich, um ihn zu erhalten und von jeglichem Schmerz zu befreien, ist nur weniges nöthig und

---

64) III, 231—257. 288—293. 311—315. 307—309. 280—281. 319—322. II, 216—284. III, 270—272.
65) II, 16—19. 1—13.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieses gewährt die Natur in reichlichem Mass: reichte doch einst bei unseren Voreltern die Erde dem Kind die Speise, die Wärme die Kleidung, der üppige Rasen das Ruhebett und giebt es doch jetzt noch Völker, die, nichts wissend vom mühseligen Bauen der Feldfrüchte und Pflanzen des Weinstocks, ihr Leben mit den unmittelbaren Gaben der Natur vollständig erhalten; nur dürfen wir nicht wie jene blühenden Jungfrauen im Orcus, die ununterbrochen die Flut in ein leckes Gefäss schöpfen und es doch nie zu füllen vermögen, in unersättlicher Gier und ohne Befriedigung von Genuss zu Genuss eilen, sondern müssen das, was die Natur uns gerade spendet, mit dankbarem Herzen annehmen und würdigen. Thun wir dies und richten so unser Leben nach wahrer Vernunft ein, dann wird es uns als grosser Reichthum erscheinen bei gelassnem Gemüth mässig zu leben; denn nie ist Mangel bei wenig Bedürfnis. Ja die Natur, die alle berechtigten Forderungen unseres Körpers reichlich befriedigt, bietet auch unserm Geist viele Genüsse, wie wir sie nicht angenehmer wünschen können. Denn wenn nicht im Haus goldene Jünglingsgestalten in ihrer Rechten flammende Fackeln emporhalten, um dem nächtlichen Schmaus als Leuchte zu dienen, wenn das Haus nicht von funkelndem Gold nnd Silber widerstrahlt und nicht das Getön der Zither von den getäfelten Decken zurückhallt, nun so ruht man im trauten Verein auf weichen Rasen gebettet neben dem Rieseln des Baches unter den Zweigen des hohen Baumes und pflegt vergnüglich den Körper mit wenigen Schätzen, besonders wenn das Wetter lacht und die Zeit des Jahres die grünenden Fluren mit Blumen bestreut. An solchen Genüssen liessen sich einst die Menschen genügen und lebten ein glückliches Leben: wenn sie den Hunger gestillt und sich in froher Gesellschaft am Ufer des Baches im schwellenden Rasen gelagert hatten, dann erhob sich Scherz und Gespräch und heiteres Gelächter, denn es blühte die ländliche Muse; lustiger Uebermuth mahnte sie Haupt und Schultern mit Kränzen, Blumen und Laub zu schmücken, im ungeregelten Tanz ungelehrt die Glieder zu rühren und mit ungelehrtem Fuss die Mutter Erde zu stampfen. Dies rief Lächeln hervor und schallendes Gelächter, weil dies alles im Glanz der Neuheit wunderbar reizte. Und den Wachenden war es ein Ersatz für den Schlummer auf vielfache Weise Klänge ertönen zu lassen und Gesänge zu moduliren und mit verzogner Lippe über die Rohrflöte zu laufen.[66])

Aber wir Enkel verachten diese Freuden der Natur und wollen von jenen einsamen Orten der Hirten und ihrer göttlichen Musse nichts mehr wissen; der stetige Fortschritt der Cultur hat uns andere Güter kennen gelehrt, die wir thöricht genug jenen wahren vorziehen, sie reichen weit über die Bedürfnisse unseres Körpers hinaus und bereiten unserem Geist nur Unruhe, Sorge und Angst. Und trotzdem sind wir von krankhafter Begierde danach ergriffen, wir rennen und jagen ihnen nach, stürzen ohne Sättigung von einem Genuss zum anderen und suchen vergebens die höchste Glückseligkeit, den Frieden und die Ruhe des Geistes. Wollen wir diese wirklich finden, wir müssen, gestützt auf die klare Einsicht in unser Wesen, wieder der Natur zueilen, von der die Menschheit mit jedem Schritt ihrer Entwicklung mehr abgefallen ist. Denn Ein Band ist es, das die Natur und das Menschenleben gemeinsam umschliesst, Ein Trieb, der die Natur in allem ihren Schaffen und das Menschenherz in allen seinen Strebungen in gleicher Weise beseelt: die göttliche Lust, das innige Wonnegefühl des Friedens, ist Führerin unseres Lebens; solange sie uns schmeichelnd umgiebt, müssen wir wünschen das Leben zu erhalten, sie ist das Ziel, nach dem wir stets ringen und streben. Sie ist es, die als Göttin Venus die Natur zum ewigen Schaffen und Wirken bewegt, die unter des Himmels dahingleitenden Lichtern das schiffetragende Meer und die nahrungbringenden Länder mit Leben erfüllt und das ganze Geschlecht der lebenden Wesen aus sich erzeugt, dass sie schauen die Strahlen der Sonne.

66) II, 20—21. V, 813—814. 14—17. 1115—1117. II, 22—33. V, 1388—1405.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn sie erscheint, dann fliehen die Winde und Wolken des Himmels; ihr bringt die buntgeschmückte Erde liebliche Blumen hervor, ihr lachen die Flächen des Meeres und der beruhigte Himmel erglänzt im strahlenden Licht. Denn sobald die Gestalt des Lenzes sich enthüllt und des Westwinds zeugender Hauch, von den Banden befreit, sich erhoben hat, da zeigen den Eintritt dieser Göttin die Vögel der Luft zuerst an, von ihrer Gewalt im Herzen erschüttert, Heerden des Viehes durchspringen lachende Weiden und durchschwimmen reissende Flüsse, von der Göttin Anmuth gefesselt folgen ihr alle begierig, wohin sie einen jeden führt: kurz im Meer, auf den Bergen, in den schnelleilenden Strömen, in den belaubten Wohnungen der Vögel und auf den grünenden Auen weckt sie in der Brust der lebenden Wesen schmeichelnde Liebe, dass sie sich in brünstiger Lust in Geschlechtern und Arten fortpflanzen. Sie ist es allein, die die Natur regiert, ohne die sich nichts zum göttlichen Licht erhebt, nichts fröhlich und liebenswürdig erscheint; sie allein vermag mit süssem Frieden die Sterblichen zu erfreuen, indes die wilden Geschäfte des Kriegs der waffenmächtige Mavors lenkt, der sich oft, besiegt von der ewigen Wunde der Liebe, in ihren Schoss wirft: während er dann zu ihr aufschaut mit zurückgebogenem Nacken, weidet er, schmachtend nach ihr, seine verlangenden Blicke mit Liebe und rückwärts gelehnt, hängt sein Athem an ihrem Munde. Diese schmeichelnde Lust, diese anmuthige Liebe und süsse Frieden, der in der ganzen Natur herrscht, ist auch für uns das Ziel der Glückseligkeit, nach dem wir ringen; wollen wir dies erlangen, wir müssen unser eignes Wesen erkennen und, selbst ein Theil der Natur, zu einem naturgemässen, vernünftigen Leben zurückkehren.[67])

Und wenn wir ein solches Leben führen, sollten wir da nicht zugleich alle Tugenden ausüben? Oder meint man etwa, dass die Lehren, die wir über die Glückseligkeit gegeben, zu sündigen Sätzen und auf des Lasters Bahn führen? Wenn wir die Welt als das natürliche Product der zufälligen Combinationen ewiger Atome betrachten, wenn wir die Natur wirken sehen nach eignen unabänderlichen Gesetzen, frei von jedem willkürlichen Eingreifen launenhafter Götter, werden wir deshalb die wahre Religion verlieren, die die Götter als Unsterbliche fasst, welche auf ihren heiligen Sitzen unbekümmert um das Leben und Treiben der Menschen ungestörte Ruhe geniessen, und werden wir deshalb auf den Pfad des Lasters getrieben werden? Wahrlich nur jene Religion, die die Götter für die Schöpfer der Welt und die strengen Regierer des Universums hält, hat die Menschen zu so schrecklichen Verbrechen geführt, dass der Vater seine eigne Tochter hinschlachtet in der erbärmlichen Hoffnung von den Unsterblichen für seine Flotte günstigen Wind zu erhalten. Verbannen wir nicht alle jene thörichten Vorstellungen von den Göttern vollständig aus unsrer Seele als unwürdig der Unsterblichen und unverträglich mit ihrer Ruhe, so werden die hohen Wesen der Götter durch uns selbst geschwächt; nicht mit Frieden im Herzen können wir ihren heiligen Tempeln nahen und ihre Bilder, die als Verkünder der Göttergestalten von ihren heiligen Leibern zum Geist des Menschen gelangen, nicht mit stiller Ruhe der Seele in uns aufnehmen. Und den werden wir doch nicht fromm nennen, der oft mit verhülltem Haupt sich gegen den Stein wendet und zu allen Altären schreitet, sich zur Erde niederwirft, die Hände ausstreckt vor den Heiligthümern der Götter, ihre Altäre mit reichlichem Opferblut besprengt und Gelübde an Gelübde reiht, sondern den, der mit Ruhe im Gemüth auf das All hinschauen kann. Das vermag aber nur der, der die Natur von den Göttern befreit und die Unsterblichen auf jenen heiligen Sitzen im ewig heiteren Aether sucht.[68])

Oder wird etwa die Einsicht, dass der Tod uns gar nichts angeht und die Schreckens-

---

67) V, 1385. II, 172. V, 177—178. I, 1—37. 68) I, 80. 101. VI, 68—78. V, 1196—1201.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gestalten im Orcus nur nichtige Gebilde unserer Phantasie sind, uns vom Weg der Tugend dem Laster in die Arme führen? Im Gegentheil! gerade die Furcht vor dem Tod und den Strafen im Jenseits nährt die schmutzige Habsucht und die blinde Begierde nach Ehren, diese fressenden Wunden des Lebens, schwärzt alles mit der düsteren Farbe des Todes und gönnt dem Herzen keine ungestörte Freude und Frieden. Um diesen zu finden und zu bewahren, müssen wir zur rechten Einsicht und Weisheit kommen, denn nur sie zeigt uns das wahre Wesen der Seele und des Todes. Aber ebenso sehr müssen wir uns aus den furchtbaren Schlingen unserer Begierden befreien, die mit Angst und Sorge unser Herz erfüllen und den seligen Frieden nicht in unsrer Brust wohnen lassen: aus den Schlingen der Liebe, die durch ihre entsetzlichen Folgen den Stachel unseres Gewissens reizt, dass wir uns abquälen in Reue über unser verfehltes Leben, aus den Fesseln der Schwelgerei und Habsucht, die uns rastlos von Genuss zu Genuss treibt, ohne jemals unsere Gier zu stillen, endlich aus den Banden des Ehrgeizes, der, alle Schranken des Rechts umstürzend, uns von Frevel zu Frevel führt, bis wir vielleicht, von der Strafe erreicht und gebrandmarkt mit jeglicher Schande, auf fremdem Boden unser lasterhaftes Leben dahinschleppen. Ja, wenn unsere Brust nicht rein ist, was für Kämpfe und Gefahren haben wir zu bestehen, selbst wenn wir es nicht wollten! welche Sorgen zerreissen unser Herz, von wilden Begierden getrieben, und welche Schrecknisse folgen darauf! Wo bleibt da jener Friede der Seele, auf dem doch unsere ganze Glückseligkeit beruht?[69])

Ebenso ist es, wenn wir nicht die Tugend der Gerechtigkeit üben. Nicht leicht führt der ein ruhiges und friedliches Leben, der die gemeinsamen Bande des Friedens durch Frevelthaten verletzt, da die Gewalt und das Unrecht meistens zu dem zurückkehrt, von dem es ausging. Kerker, grässlicher Sturz vom Felsen, Ruthen, Henker, Folter und Pech, glühendes Eisen und Fackeln, alle diese furchtbaren Strafen stehen ihm für seine Schandthaten bevor. Und wenn es ihm auch gelingt die Götter und Menschen zu täuschen, so muss er doch immer in Angst leben, dass seine Verbrechen noch einmal bekannt werden; sollen doch viele im Schlaf oder im Delirium der Krankheit verheimlichte Frevel der Welt verrathen haben. Dazu wird die Seele gepeinigt von Reue über begangene Sünden und das böse Gewissen wendet schon vorfürchtend Stachel und Geissel an und sieht nicht ein, wo die Grenze den Uebeln gesetzt sein und die Strafe dereinst ihr Ende erreichen könne; es fürchtet vielmehr, dass diese im Tod noch schwerer werde. Und bei dieser peinigenden Reue über begangene Ungerechtigkeiten, bei dieser beständigen Furcht vor Strafe soll der Mensch die ungetrübte Ruhe der Seele geniessen? Nur wenn die Brust rein ist, lässt es sich glücklich leben. Kurz, die Tugend in ihren verschiednen Formen ist das unumgängliche Mittel zur Glückseligkeit und diese kann nicht ohne jene gedacht werden, da sie sich erst aus ihr als nothwendige Folge ergiebt.[70])

Verbannen wir demnach aus unserem Herzen alle krankhaften Begierden und Leidenschaften, entfernen wir die nichtige Furcht vor den Göttern und vor dem Tod, üben wir die Tugend, haben wir klare Einsicht in die Natur und sichere Erkenntnis unseres eignen Wesens, kehren wir zurück an den Busen der Natur und leben wir, im Bewusstsein unserer Unabhängigkeit von äusseren Bedürfnissen, in Genügsamkeit und Mässigkeit, wahrlich wir werden die höchste Glückseligkeit auf Erden besitzen und ein Leben führen, das würdig der Götter ist: wie die Unsterblichen auf ihren heiligen Sitzen im unbewölkten, lichterfüllten Aether fern vom Treiben der Menschen und frei von jeglichem Schmerz, durch sich selber mächtig genug und nicht unsrer bedürfend, in ungetrübter Ruhe ein unsterbliches Leben dahinleben, so werden

---

69) III, 59—64. 37—40. IV, 1127—1128. V, 43—46. 70) V, 1150—1153. III, 1012—1015. V, 1154—1158. III, 825. 1016—1020. V, 18.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir in jenen herrlich errichteten, heiteren Tempeln der Weisheit die festen Riegel am Kerker der Natur gebrochen sehen, weit über die flammenden Mauern der Welt hinausschreiten, mit unseren Gedanken tief in das unermessliche All eindringen, die Götter auf ihren heiligen Sitzen in voller Klarheit schauen und auf das nichtige, aufreibende Rennen und Jagen der Menschen hinabblicken, selig von aller Unruhe entfernt zu sein und in ungestörtem Frieden das Leben geniessen zu können.[71])

Eine eingehendere Kritik der im Vorstehenden möglichst objectiv dargestellten Ethik des Lucrez muss einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben.

---

71) III, 322. II, 646—651. I, 70—75. II, 1—16. III, 18.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf